

Elmar Kos

Ein Gespenst geht um im Internet

Das Subjekt und seine Verantwortlichkeit
angesichts der Hypertextualität

Fast scheint es, als sei die Aufregung über die Freiräume, die durch das Internet geschaffen werden, abgeklungen. In atemberaubend kurzer Zeit hat das Internet eine Bedeutung erlangt, die mit nichts zu vergleichen ist. Nahezu alle Bereiche des täglichen Lebens lassen sich von den „users“ zumindest potentiell auf das Internet beziehen und werden auch in zunehmendem Maße faktisch auf das Internet bezogen. Mittlerweile ist es zu einem selbstverständlichen Bestandteil unseres Alltags geworden. Kaum eine Visitenkarte ohne E-Mail Adresse, kaum eine Seminararbeit im universitären Kontext ohne Internet-Recherche und wo Unternehmen, Institutionen oder soziale Bewegungen auf sich aufmerksam machen, ist es schon ungewöhnlich, wenn ein Hinweis auf die eigene homepage fehlt.

Was die ethischen Fragen angeht, ist diese Normalisierung und Unauffälligkeit jedoch trügerisch. Für keine der vielen neu entstandenen Einzelfragen ist eine fundierte ethische Stellungnahme auch nur abzusehen.

1. Spezielle ethische Fragestellungen des Internet

Zunächst stellt sich als eines der Schlüsselprobleme der Informationsgesellschaft die Kryptographie. Es geht um die Frage der Priorität. Muss eine völlig unzugängliche Privatsphäre geschützt werden oder bedarf es einer Kontrollmöglichkeit des Staates, um den möglichen Mißbrauch zu ahnden?¹ Wie ist darüber hinaus die Privatsphäre im Internet generell zu schützen? Die technischen Möglichkeiten, mit denen meist aus kommerziellen Interessen individuelle Nutzerprofile (die sog. „zweite Identität“) ohne Wissen des Nutzers, allein aufgrund seines Verhaltens im Internet gewonnen werden können, sind bekannt.² Das sind Fragen nach dem Schutz der Bürger in diesem neuen Sozialraum. Mit der Problematik der Privatsphäre hängt die Frage nach der Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit zusammen. Durch das Internet ist erstmals die Mög-

¹ Vgl. dazu L. Reulecke, Hinterlegte Schlüssel bergen Risiken, in: Das Parlament 48, 1998 (25.9.1998), 6.

² Vgl. C. Drösser, Doppelgänger im Netz, in: Die ZEIT Nr. 30, 22.7.1999, 27. Vgl. grundsätzlich zum Persönlichkeitsschutz im Internet S. Krempl, Unflat online, in: Die ZEIT Nr. 31, 29.7.1999, 30.

lichkeit der Veröffentlichung mit einer niedrigen Publikationsschwelle bei gleichzeitig größtmöglicher Anonymität gegeben. Im Internet fehlt bei der Veröffentlichung eine kritische Instanz. Die Unterscheidung von Nachricht und Gerücht wird fließend. Dadurch geraten zunehmend auch die seriösen Medien unter Druck. Paradigmatisch war dies am Verhalten der Medien in der Clinton-Lewinsky-Affäre zu sehen.³

Letztlich geht es bei allen diesen Einzelfragen um eine Klärung des Freiheitsbegriffs. Von welcher Freiheit ist die Rede? Ist die Freiheit des Konsumenten gemeint, oder geht es um die Freiheit des Selberdenkens? Wieviel Reglementierung verträgt die Freiheit? Wieviel Reglementierung braucht sie, um überhaupt erst möglich zu werden?⁴ Sicherlich sind wir dabei, für die juristisch zu bewältigenden Probleme neue Lösungen zu suchen. Doch die Grenzen des Rechts und damit die Zuständigkeit der Moral zeigen sich zur Zeit vor allem auch angesichts der neuen technischen Möglichkeiten, die das Internet bietet.

Überraschenderweise herrscht innerhalb der Ethik zum Thema Internet weitgehend Sprachlosigkeit.⁵ Gleichzeitig werden die Geisteswissenschaften und speziell die Ethik in den Veröffentlichungen zum Internet meist misstrauisch beobachtet. So wird gelegentlich in ausdrücklicher Anlehnung an die sexuelle Belästigung von einer „moralischen Belästigung“ (R. Maresch) gesprochen, die zu unterbleiben habe. Die Skepsis gegenüber ethischen Stellungnahmen geht auf die angebliche medien-technische Blindheit der Geisteswissenschaften zurück. Solange der fällige Paradigmenwechsel in den Humanwissenschaften noch nicht vollzogen sei, könnten diese nicht als kompetente Gesprächspartner aner-

³ Vgl. K. Hahn, Das Oval Office im Internet. Geheimnis und Öffentlichkeit im Zeitalter der Medienkommunikation, in: Zeitschrift für Frauenforschung 16, 1998, 129-144. Vgl. auch Thomas Stratmann, Rufmörder aus Passion, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt Nr. 40, 2.10.1998.

⁴ Es geht dabei um eine Verständigung auf gemeinsame Regeln, damit das Internet nicht zu einem Raum wird, in dem das Recht des Stärkeren gilt. Ein Fall, in dem das sehr deutlich wird, ist der Prozeß gegen Microsoft. Hier zeigt sich, dass man das Internet nicht einfach sich selber überlassen kann. Es gibt Grenzen der Selbstregulierung. Dann sind wachsame Wettbewerbshüter nötig. Vgl. L. Siegle, Bill im Pech, in: Die ZEIT Nr. 46, 11.11.1999, 21-22.

Weitere Bereiche, in denen sich ethische Probleme stellen, sind die neuen Klassenstrukturen, die sich innerhalb des Netzes bilden, sowie die Klassenunterschiede, die sich durch strukturelle Zugangsbeschränkungen einstellen. Vgl. S. Sassen, Cyber-Segmentierungen. Elektronischer Raum und Macht, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), Mythos Internet, Frankfurt/M. 1997, 215-235, 221, 228. Völlig ungeklärt sind auch noch Fragen des Copyrights. Vgl. J. Bolter, Das Internet in der Geschichte des Schreibens, in: ebd., 37-55, 48.

⁵ Als Ausnahmen sind lediglich R. Capurro und B. Debatin zu nennen.

kannt werden. Der Paradigmenwechsel bestehe in der Einsicht, dass die Subjektivität als Effekt von Medientechniken zu verstehen sei.

Wie kann die Ethik dem Vorwurf der medientechnischen Blindheit begegnen, ohne damit eine ihrer zentralen Grundannahmen (autonomes Subjekt und seine Verantwortlichkeit) aufzugeben? Ausgehend von diesem Subjektbegriff ließe sich eine Vorstellung von Freiheit entwickeln oder fundieren, die die Menschen vor einer zu weit gehenden Reglementierung schützen kann, als auch hilft, Maßnahmen und Regeln zu finden, die sich an dieser Freiheit messen lassen und sie ermöglichen sollen.

Zunächst muss sich die Ethik der Fraglichkeit dieser fundamentalen Vorstellung von individueller Verantwortlichkeit und von einem Subjekt, dem Handlungen, Absichten und Folgen zurechenbar sind, stellen. Die Diskussion wird derzeit von Positionen dominiert, die davon ausgehen, dass diese Vorstellung von einem autonomen Subjekt und seiner Verantwortlichkeit nicht nur als spezifische Errungenschaft der Moderne, sondern vor allem angesichts der technischen Bedingungen des Internet obsolet geworden sei. Als konstitutives Charakteristikum des Internet, das diesem Subjektbegriff angeblich direkt widerspricht, wird dabei in erster Linie die Hypertextstruktur genannt. Diese Hypertextualität scheint geradezu eine empirische Bestätigung für jene ‚Theorien‘ und Autoren der sog. Postmoderne, die das neuzeitliche Subjekt unter Rückgriff auf Sprache und Bedeutung verabschieden. Diese Autoren (hauptsächlich Foucault, Lacan, Derrida, Deleuze und Guattari) werden deshalb auch häufig als Kronzeugen herangezogen.

Aufgrund solcher Infragestellungen kann die Ethik in Bezug auf das Internet nicht unvermittelt nach der Rechtfertigung des technisch Möglichen fragen, sondern sie muss sich mit den Versuchen, das Subjekt als Effekt von Strukturen zu verstehen, auseinander setzen. Sie muss zeigen können, dass angesichts der genannten Eigenart des Internet (Hypertext) ihr Subjektbegriff überhaupt haltbar ist.

S. Jones ist sicherlich zuzustimmen, wenn er festhält, dass unsere Ethik unseren Überzeugungen entspringen muss, denn diese und nicht die Technologie repräsentieren unsere Wünsche.⁶ Doch wenn unsere Überzeugungen von der Technologie widerlegt scheinen, dann bedarf es einer Begründung, die Bezug nimmt auf die technischen Bedingungen. Dies soll hier für den Begriff des Subjekts angesichts der Hypertextualität des Internet unternommen werden. Damit ist auch eine Basis für zahlreiche ethische Einzelfragen gewonnen, die abschließend andeu-

⁶ Vgl. S. Jones, Kommunikation, das Internet und Elektromagnetismus, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), *Mythos Internet*, Frankfurt/M. 1997, 131–146, 143.

tungsweise demonstriert wird.⁷ Zunächst gilt es jedoch zu verstehen, inwiefern die Annahme eines autonomen und verantwortlichen Subjekts angesichts der Hypertextualität in eine Krise geraten kann.

2. Das Internet als postmodernes Medium

Wird mit Bezug auf das Internet vom Ende des klassischen Subjekts gesprochen, so spielt die Hypertextstruktur eine maßgebliche Rolle. „Hypertexte sind Texte, bei denen gewisse Wörter (oder auch Bilder) die Funktion einer Verbindungsstelle (eines sogenannten ‚link‘) zu anderen Dokumenten bilden. Durch Anklicken mit der Maus können diese Verzweigungen aktiviert werden. Dabei ist es völlig belanglos, wo dieses neue Dokument liegt – auf dem gleichen Computer oder auf irgendeinem anderen Computer im Internet.“⁸ Es wird ein Netz mit Informationsknoten geschaffen, das unseren Vorstellungen von hierarchischen Bäumen oder geordneten Listen widerspricht. Im Gegensatz zu einer absoluten Hierarchie besitzt das Internet die Fähigkeit, einzelne Elemente in arbiträren Strukturen miteinander zu verbinden (zu ‚verlinken‘).

Aufgrund dieser links (möglichen Verbindungen) verändert sich der Text je nach den Bedürfnissen und Interessen der jeweiligen Leser. Er ist so strukturiert, dass er keine fixe, lineare Sequenz darstellt, sondern als ein aktiv zu gestaltendes Geflecht von Textbausteinen funktioniert. Jeder Leser komponiert den Gegenstand seiner Lektüre durch aktive Selektion

⁷ Davon unabhängig gibt es Versuche, Moral und Ethik als relevante Größen innerhalb des Internets einzuführen. In Analogie zur Spruchpraxis des Deutschen Presserates, zur Diskussion konkreter Fälle und zur Erstellung von Kodizes im Rahmen der Pressearbeit soll für das Internet eine sog. Netiquette etabliert werden. Das ist sicherlich sehr zu befürworten und sollte unbedingt gefördert werden. Es dürfen jedoch die Grenzen dieses Unternehmens nicht übersehen werden. So zeigt schon die Erfahrung des Deutschen Presserates, dass sich mit in Kodizes verankerten Prinzipien keine Moral erzwingen lässt. Vgl. W. Teichert, Journalistische Verantwortung: Medienethik als Qualitätsproblem, in: J. Nida-Rümelin (Hg.), *Angewandte Ethik*, Stuttgart 1996, 750–776, 763. Außerdem bringt dieses Verfahren für die spezielle Form des Internets (u.U. kleine Gemeinschaften mit Kodex) die problematische Konsequenz mit sich, dass die ‚community‘ immer Recht hat. Vgl. K. Wiegerling, *Medienethik*, Stuttgart 1998, 174.

⁸ G. Bauer, Das Internet - Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in: A. Kolb/R. Esterbauer/H.-W. Ruckenbauer (Hg.), *Cyberethik*, Stuttgart 1998, 173. Hervorhebung im Original. Vgl. zur Herkunft des Begriffs M. Sandbothe, Interaktivität-Hypertextualität-Transversalität. Eine medienphilosophische Analyse des Internet, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), *Mythos Internet*, Frankfurt/M. 1997, 56–82, 72, Anm. 35.

der vorgegebenen links. Der Text entsteht allererst in dem jeweiligen Umsetzungsprozess zwischen dem Leser und dem Autor, der die entsprechenden links in den Text eingebaut hat. Damit ist nicht nur die Organisationsform eines individuellen Textes gemeint,⁹ sondern es entsteht ein Netzwerk, das Texte, Bilder, Töne etc. als digitalisierte Texte miteinander zu verknüpfen vermag.¹⁰

S. Turkle scheint die Erste gewesen zu sein, die in dieser Eigenart des Internet die Grundaussagen des Neostrukturalismus¹¹ und damit die Leugnung des autonomen Subjekts bestätigt fand. Sie nimmt Bezug auf ihre eigenen Studien in Frankreich. Ursprünglich waren die Aussagen des Neostrukturalismus für sie rein abstrakte Übungen, die angesichts der alltäglich gelebten Erfahrung kaum überzeugen konnten.¹² Diese Zwänge des Alltags, Verantwortung für unsere Handlungen zu übernehmen und uns als intentionale unitäre Akteure zu begreifen, widersprechen der Theorie eines multiplen dezentrierten Subjekts.¹³ Erst mit der Möglichkeit, über Computer und Modem verschiedene Figuren zu erschaffen, verschiedene Routinen und verschiedene Namen zu verwenden, findet Turkle die neostrukturalistischen Theorien bestätigt.¹⁴

⁹ Eigenschaften des Hypertextes sieht J. Bolter schon partiell in der Buchkultur antizipiert. So steht hinter der Idee einer Enzyklopädie dieselbe Struktur. Auch findet sich diese Struktur bei speziellen Autoren (Bolter nennt Laurence Sterne, E.T.A. Hoffmann), die die Grenzen des Druckmediums ausreizen. Vgl. J. Bolter, Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens, 45.

¹⁰ Auf die Diskussion, ob Bilder wie Texte 'gelesen' werden, kann hier nicht eingegangen werden. Vgl. zu den neuen Aspekten dieser Kontroverse aufgrund der Hypertextualität Bolter 44, Sandbothe, Interaktivität, 68-70.

Für S. Krämer ist der Hypertext eine Form von Textualität, die jenseits von bekannten Vorbildern (Gespräch, Lektüre etc.) liegt. Sie sieht dadurch geradezu eine vorher unbekannte Kommunikationsform entstanden. Vgl. S. Krämer, Vom Mythos ‚Künstliche Intelligenz‘ zum Mythos ‚Künstliche Kommunikation‘ oder: Ist einen nicht-anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interaktionen möglich?, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), Mythos Internet, Frankfurt/M. 1997, 83-107, 92-94.

Demgegenüber kann mit M. Frank gezeigt werden, dass diese Charakteristika zu jeder Kommunikation gehören.

¹¹ Turkle spricht von Poststrukturalismus. Hier soll die Bezeichnung von M. Frank übernommen werden, da im Begriff 'Neostrukturalismus' nicht nur ein formaler Bezug hergestellt wird, sondern auch eine systematische Aussage enthalten ist. Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, Frankfurt/M. 1984, 31.

¹² Vgl. S. Turkle, Leben im Netz, Reinbek 1999, 18.

¹³ Vgl. ebd., 19.

¹⁴ „So begegne ich den Ideen von Lacan, Foucault, Deleuze und Guattari [...] erneut in meinem neuen Leben am Bildschirm. Doch diesmal sind die gallischen Abstraktionen viel konkreter. In meinen rechnervermittelten Welten *ist* das Selbst, das durch die netzvermittelten Interaktionen konstituiert wird, multipel und in ständigem Wandel

Turkle interessiert sich in erster Linie für die sozialpsychologischen Konsequenzen dieses Phänomens. Im Vordergrund ihrer Untersuchung stehen Überlegungen zur Identität des Menschen, die im Internet ihren unitären Charakter zu verlieren scheint. Die Autorin selbst thematisiert die in ihrer Darstellung implizit enthaltene Leugnung der klassischen Subjektkategorie nicht ausführlich. Sie klingt jedoch in ihrem Rückgriff auf Derrida und Lacan an.

Ausdrücklich rezipiert Turkle Derridas Theorie sprachlicher Bedeutung. Derrida geht davon aus, dass sich sprachliche Bedeutung aus den wechselseitigen Beziehungen der Elemente der Sprache ergibt. Das einzelne Zeichen erwirbt seinen bestimmten Sinn nur dadurch, dass es sich von allen anderen Zeichen unterscheidet. Wenn allerdings die Bedeutung eines Zeichens davon abhängig ist, welche Unterscheidungen es jeweils durchläuft, dann folgt daraus nach Derrida die Instabilität von Bedeutungen und die Unmöglichkeit erkennbarer universeller Wahrheit. Diese Instabilität von Bedeutungen und die Unmöglichkeit erkennbarer universeller Wahrheit prägen nach Turkle angesichts der Hypertextstruktur das Internet.¹⁵

Wenn aber für die Sprache diese bedeutungsverleihende Differentiabilität gilt, dann ist ausgeschlossen, dass das Subjekt Urheber der sprachlichen Struktur sein könnte. Vielmehr ist das Subjekt selbst diesem (unendlichen) Durchgang durch Unterscheidungen unterworfen. Die Differenz ist ursprünglicher als die Identität. Auch dies findet Turkle im Internet bestätigt. „Das Ich ist nicht nur seines Zentrums beraubt, sondern auch grenzenlos multipliziert.“¹⁶

Bedauerlicherweise belässt es Turkle in bezug auf Derrida bei diesen Andeutungen. Um präziser nachvollziehen zu können, warum gerade Derridas Überlegungen (vor allem sein Kunstwort ‚différance‘) ausgesprochen geeignet erscheinen, das Internet zu beschreiben, sollen weitere Autoren herangezogen werden, die ausführlicher auf diesen Zusammenhang eingehen. Dabei ist nicht entscheidend, dass bei diesen Auto-

begriffen.“ (Ebd., 19f.; Hervorhebung im Original) Diese Grundidee, dass die Computertechnologie die Ideen der Postmoderne in den Alltag einführt, ist in ‚Leben im Netz‘ ständig präsent. Vgl ebd., 23f., 66-75, 449, u.ö.

¹⁵ Vgl. S. Turkle, Leben im Netz, 23f. Diese Aussage ist - wie wir sehen werden - noch vereinbar mit der Lösung, die hier zur Rettung der Subjektkategorie vorschlagen wird. Aus dem Kontext des ganzen Buches ist jedoch offensichtlich (bspw. die eindeutige Rezeption von Lacan), dass Turkle an diese Einsicht die Unmöglichkeit eines (autonomen) Subjekts knüpft. Bei Derrida tritt an die Stelle dieses autonomen Subjekts die ‚différance‘. Diesen Begriff rezipiert Turkle nur der Sache nach.

¹⁶ S. Turkle, Identität in virtueller Realität, in: S. Bollmann/C. Heibach (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 315-331, 317. Vgl. auch S. Turkle, Leben im Netz, 74f.

ren die Begrifflichkeit und die Überlegungen der neostrukturalistischen Position unmittelbar auf die Hypertextualität bezogen werden, während bei Turkle die Hypertextualität keine wesentliche Rolle spielt. Maßgeblich für unseren Zusammenhang ist, dass in beiden Fällen vom selben Tatbestand ausgegangen (das Internet widerlegt die Vorstellung von einem unitären, autonomen Subjekt, denn hier untersteht es einer ursprünglichen Differenz) und mit derselben Begrifflichkeit begründet wird. Lediglich beim Phänomen, an dem diese Überlegungen veranschaulicht werden, weichen beide Seiten voneinander ab. Turkle bezieht sich auf die Vielfalt möglicher (auch widersprüchlicher) Identitäten, die der Nutzer im Netz aufgrund der rückhaltlosen Anonymität annehmen kann, während die Autoren, auf die wir jetzt zu sprechen kommen, vor allem die Entstehung von Sinn und Bedeutung durch Verknüpfung (Hypertext), die dem Subjekt entzogen zu sein scheint, heranziehen. Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Deutung der Hypertextualität hat auch Konsequenzen für den Begriff der Identität, die für eine detaillierte Auseinandersetzung mit Turkle und ihrer Vorstellung von Identität relevant wären. Diese werden jedoch nur kurz genannt, ohne ausführlich diskutiert zu werden.

Auch S. Münker argumentiert mit Rückgriff auf Derrida.¹⁷ Dessen Grundidee besteht, wie wir schon gesehen haben, darin, dass Zeichen ihre Bedeutung nicht als Benennung von Ideen oder Sachen gewinnen, sondern ausschließlich durch die Entgegenseitung gegenüber anderen Zeichen bestimmt werden. Daraus folgt die Nicht-Identität der Bedeutungen im Rahmen eines Zeichensystems, denn die Bedeutung eines Zeichens ist immer abhängig von den Entgegenseitungen, durch die dieses Zeichen aktuell bestimmt wurde. Dieses Aufeinander-bezogen-Sein unterschiedener Elemente nennt Derrida ‚différance‘.¹⁸

Aufgrund der Hypertextualität ist nach Münker auch das Internet ein Raum einer solchen unaufhebbaren differenziellen Bewegung.¹⁹ Durch die möglichen Verbindungen führt dieses „Labyrinth der permanenten Verschiebung [...] den Traum der Eindeutigkeit von Wissen, Wahrnehmung und Erfahrung ad absurdum und illustriert damit noch einmal

¹⁷ Vgl. S. Münker, Was heißt eigentlich: ‚Virtuelle Realität‘?, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), *Mythos Internet*, Frankfurt/M. 1997, 108–127, 123–125.

¹⁸ Die Benennung dieses Umstandes durch ein Kunstwort (différance statt *différence*) ist nach Derrida nötig, um festzuhalten, dass diese Differenz sich nicht wieder in eine Einheit auflösen lässt, wie dies in der klassischen Philosophie möglich schien. Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 95.

¹⁹ Er bezeichnet diese differenzielle Bewegung ausdrücklich mit ‚différance‘. Vgl. S. Münker, Was heißt eigentlich: ‚Virtuelle Realität‘?, 124.

plastisch das Scheitern einiger der allzu schlichten Grundannahmen des abendländischen Denkens.“²⁰

Welche Konsequenzen zieht Derrida aus dieser Sprachtheorie für den Subjektbegriff? Zunächst einmal schließt diese Sprachtheorie das Subjekt als Urheber sprachlicher Bedeutung aus. Nicht ein Subjekt wählt Zeichen für bestehende Bedeutungen oder um zuvor gebildete Gedanken abzubilden, sondern Bedeutung entsteht in einer diakritischen Bewegung. Der so verstandene Gedanke der Differentialität der Struktur hebt die Idee auf, es gebe ein außerstrukturelles Prinzip, das über die Einheit der Struktur wacht. Es gibt keine Instanz, die die Grenzen des differentiellen Systems definiert.²¹

Doch folgt aus der ‚différence‘ nicht nur die Unabgeschlossenheit des sprachlichen Systems, das einer außerstrukturellen Instanz (dem Subjekt) entzogen ist, sondern es folgt auch, dass das Subjekt selbst diesem Gesetz der Strukturalität der Struktur unterworfen ist.

Subjektivität meint die allgemeine Struktur einer selbstbewussten Spontaneität, wie sie allen Menschen gemeinsam ist.²² Wie ist aber selbstbewusste Spontaneität zu verstehen? Gemeinhin gilt Selbstbewusstsein (darauf nimmt auch Derrida Bezug) als spezieller Fall des Bewusstseins (Bewusstsein von sich selbst). Muss aber Selbstbewusstsein sich als das, was es ist, erst erfassen, so ist es bereits der ‚différence‘ unterworfen, denn nur wenn es Teil der Struktur ist, kann es überhaupt eine Bestimmtheit gegenüber anderen ebenso gut denkbaren Gedanken haben.

So gibt es folglich kein Subjekt außerhalb der Struktur. Zunächst weil die Struktur kein Prinzip nötig hat, darüber hinaus aber müsste das Subjekt selbst der Struktur unterworfen sein, um überhaupt als das bestimmbar zu sein, was es ist. „Wir leben in einer Welt ohne identische Bedeutungen; und von dieser Tatsache ist [...] auch unser Selbstbewusstsein betroffen.“²³ Derrida leugnet, dass die Differentialität unter Berufung auf ein transzendentales Subjekt überstiegen werden kann. Vielmehr ist Bedingung der Möglichkeit von Sinn und Bewusstsein die Differenz selbst. Selbstsein und Sinn sind Auswirkungen der Differenz, die ihnen zuvor kommt.²⁴

²⁰ Ebd., 124.

²¹ Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 98.

²² Vgl. ders., Die Unhintergehrbarkeit von Individualität, Frankfurt/M. 1986, 26.

²³ M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 307.

²⁴ Vgl. ebd., 328, 331. Insofern wäre die ‚différence‘ auch Ermöglichungsbedingung von Selbstbewusstsein. Selbstbewusstsein ist dann ein Effekt differenzieller Beziehung zwischen (sprachlichen) Werten.

Indem Münker den Begriff der ‚différance‘ aufnimmt und für die Bedeutungskonstitution (auch) im Internet als entscheidende Instanz bezeichnet, gehört zu jenen gescheiterten Grundannahmen des abendländischen Denkens, von denen er spricht, die Vorstellung von einem autonomen Subjekt.

Die differentielle Bedeutungsentstehung widerspricht dem Subjekt der Aufklärung. Der Hypertext des Internet ist ein konkreter Fall einer solchen differentiellen Bedeutungsentstehung; folglich ist am Internet zu sehen, dass die Subjekt-Vorstellung der Moderne an ihr Ende gekommen ist. Diese Grundidee ist geradezu ein Topos der jüngeren Literatur zum Internet geworden.²⁵ Angesichts dieser Übereinstimmung ist das Internet als das postmoderne Phänomen schlechthin bezeichnet worden.²⁶

Alle Elemente, alle einzelnen Dokumente, die miteinander verlinkt sind, stehen gleichberechtigt nebeneinander. Ist auf diese Weise die lineare Form des Lesens und Kommunizierens aufgehoben in einem letztlich unendlichen Gewebe aus Verweisen, Bezügen etc., so scheint damit auch die Rede vom Tod des Autors bestätigt, die ebenfalls postmodernes Gedankengut ist. Auch diese Konsequenz aus der spezifischen Struktur des Internet wird häufig aufgegriffen.²⁷ So sieht B. Groys die Redeweise vom Tod des Autors in der rein maschinellen Sprachpraxis der Netze bestätigt und macht sie für den Untergang der individuellen Formulierungskunst verantwortlich.²⁸

²⁵ Derrida und mit ihm alle, die seine Vorstellung der ‚différance‘ auf den Hypertext übertragen, schließen aus dem Faktum, dass die Suche nach einem festen Sinn nicht mehr möglich ist, das Scheitern des Subjekts, von dem die Moderne spricht. Mit M. Frank kann gezeigt werden, dass diese Konsequenz nicht zwingend ist. Es besteht die Möglichkeit, aufzuweisen, dass die Erkenntnis dieser Unabgeschlossenheit nur einem bestimmten Subjektbegriff widerspricht, dessen Problematik noch dazu in der Philosophie schon seit der Romantik diskutiert wird. Darüber hinaus ist ausgehend von den Impulsen der Romantik ein Subjektbegriff möglich, der die Intuitionen der Moderne nicht aufgibt, aber dennoch den genannten kritischen Anfragen gerecht wird.

²⁶ Vgl. S. Bollmann/C. Heibach, Sucht keine Wurzeln, folgt dem Kanal, in: dies. (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 472-479, 473. „Das Internet ist keine Einheit, sondern es repräsentiert in verschiedener Hinsicht Vielheit, Pluralismus. Es besteht aus vielen Netzen, aus vielen Knotenpunkten, ohne ein Zentrum zu haben. Es lässt, wie kein anderes Medium, den Pluralismus von Standpunkten, Meinungen und Wissensperspektiven zu.“ (Ebd., 473)

²⁷ Vgl. ebd., 474. Vgl. J. Bolter, Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens, 48-50.

²⁸ Vgl. B. Groys, Der Autor im Netz, in: S. Bollmann/C. Heibach (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 380-388, 387. Auf den Zusammenhang von Individuum und Subjekt werden wir später systematisch eingehen.

Eine weitere prominente Position der Postmoderne, die immer wieder auf das Internet bezogen wird, geht auf Deleuze und Guattari zurück.²⁹ Zunächst soll die Rezeption des „Anti-Ödipus“ nachvollzogen werden. S. Jones sieht in dem Begriff, den Deleuze und Guattari entwickeln und den sie der klassischen Konzeption gegenüberstellen, eine Beschreibung des Cyberspace.³⁰ Anstelle der Vorstellung eines sozialen Raumes, in dem Zeichen Gestalt annehmen (sich verändern, verschwinden oder wieder auftauchen können), während Bedeutung konstant bleibt, gehen Deleuze und Guattari von einem Raum aus, in dem die Zeichen konstant sind, die Bedeutung jedoch wechselt. Bedeutung selbst ist dann flüssig und beweglich. Es gibt keine Bedeutung für längere Zeit.

Groys greift ausdrücklich Derridas These auf, wonach es nicht möglich ist, sich als Individuum durch das Schreiben jenseits der Kommunikation zu etablieren, und fragt vor diesem Hintergrund nach der Chance des Individuums im Internet. Er kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass hier erst recht „die individuelle Perspektive eines einzelnen Schreibers [...] nicht mehr relevant“ (ebd., 386) ist. Da damit die Möglichkeit, „das Gespräch aus einer gewissen Distanz und als autonomes, unabhängiges Individuum [...] aufzunehmen“, nicht besteht, „kann sich die Subjektivität des Kommunizierenden erst gar nicht konstituieren“. (Ebd., 382) Das Argument, der Autor verliere die Kontrolle über seinen Text, begegnet auch bei Bolter. Vgl. J. Bolter, Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens, 48-50.

Das Verschwinden des souveränen Autors lässt sich ausdehnen auf andere Bereiche. Es gilt bspw. auch für den Designer. Vgl. G. Bonsiepe, Der Designer im Netz, in: S. Bollmann/C. Heibach (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 463-471. „Während der herkömmliche Designbegriff am statischen Formbegriff festgemacht war, tritt heute der Strukturbegriff in den Vordergrund. Ähnlich wie der Autor von Texten verschwindet der Designer, jedenfalls in dem Sinne, daß er seine Rolle als Mini-Napoleon einbüßt. Er macht offenes, unabgeschlossenes Design.“ (Ebd., 468)

²⁹ G. Deleuze/F. Guattari, Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I, Frankfurt/M. 1997. Dies., Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II, Frankfurt/M. 1997.

Vgl. S. Bollmann/C. Heibach, Sucht keine Wurzeln, folgt dem Kanal, 472-479. Vgl. S. Jones, Kommunikation, das Internet und Elektromagnetismus, 132. Vgl. S. Krämer, Vom Mythos ‚Künstliche Intelligenz‘ zum Mythos ‚Künstliche Kommunikation‘ oder: Ist eine nicht-anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interaktionen möglich?, 96.

Auch Foucault und Lacan würden eine detaillierte Auseinandersetzung verdienen. An dieser Stelle muss eine Beschränkung auf zwei pointierte Positionen, die häufig auf das Internet übertragen werden, erfolgen.

³⁰ Vgl. S. Jones, Kommunikation, das Internet und Elektromagnetismus, 132. Jones selbst scheint an der Subjektkategorie festzuhalten. Dann ist allerdings unklar, wie er die Bedeutungstheorie der beiden genannten Autoren, die eine Leugnung der klassischen Vorstellung von Subjekt und Individuum beinhaltet, mit seiner Position ohne Widerspruch verbinden möchte.

Bedeutungen bilden sich im Raster differenzieller Beziehungen zwischen materiellen Ausdruckssubstraten (Signifikanten). Jedes Ausdruckssubstrat erwirbt seine Identität, seine bestimmte Bedeutsamkeit, indem es sich von allen anderen Ausdruckssubstraten eindeutig unterscheidet. Soweit ist uns dieses Motiv der diakritischen Bedeutungstheorie bereits bekannt. Doch während Derrida das neuzeitliche Subjekt unterläuft, indem er es auch dieser unhintergehbaren Differentialität unterwirft, nehmen Deleuze und Guattari hinter diesem Vorgang der Codifizierung und der sprachlichen Repräsentation als Ur-Positives den Wunsch und damit den Fluss des Begehrrens an.³¹ Dieser Fluss und dieses Strömen haben jedoch keinerlei Ziel oder Sinn. Es ist eine urheberlose Aktivität ohne Zielgerichtetheit und Intentionalität. Bewegung geschieht, ohne Bewegung, von etwas (einem Substrat oder einem Subjekt) zu sein.³²

Der Wunsch aber wird von der Ebene des lauteren maschinellen Funktionierens auf die Ebene des Bedeutens verschoben. Damit produziert der Mensch, statt mit seinem Begehrren Wirklichkeiten zu produzieren, nur noch Bilder, Schatten und Repräsentationen.

Die verstörende „Zärtlichkeit für den Gedanken der Maschine“³³ führt daher, dass Deleuze und Guattari in der Maschine eine Metapher für die einheitslose Mannigfaltigkeit sehen. Dahinter steht die Idee, dass Maschinenteile als Partialobjekte keine Zuweisung zu bestimmten personalen Trägern verlangen und dadurch die ‚Produktionseinheiten‘ auflösbar und beliebig zusammensetzbaren, womit die Identität eines Verweisungszusammenhangs geleugnet wird. Auf diese Weise wird über die Metapher der Maschine die einheitslose Mannigfaltigkeit als Gegenbegriff zum Subjekt gewonnen.

Der wilde Wunsch wird durch die Einführung in die Ordnung der Repräsentation um seine naturwüchsige Unmittelbarkeit und Positivität gebracht. Repräsentation ersetzt ein Sein durch ein Bild. Insofern wird tatsächlich die ursprüngliche Positivität einer Sache durch das Symbol teilweise negiert. Der Repräsentant (das sprachliche Zeichen) des Wunsches ist nicht mehr der Wunsch, er ist vielmehr ein Stellvertreter. Um diese Stellvertretung leisten zu können, muss er sich einer Ordnung unterwerfen. Das sprachliche Zeichen muss sich der Ordnung der Sprache (der Grammatik) unterwerfen. Die Grammatik erreicht Bestimmtheit

³¹ Vgl. zur verhängnisvollen Parallelität dieser Überlegungen zu den Positionen der Gegenauklärung M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 412.

³² In diesem subjekt- und ziellosen Fließen kommt eine gefährliche Nähe zum Vitalismus zum Ausdruck. Vgl. dazu ebd., 404f.

³³ M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 404. Vgl. zu den Bezügen zu Lacan ebd., 400f.

ihrer Elemente, indem sie diese gegeneinander profiliert. Die Identität der Zeichen wird erreicht durch die Zerstörung der Einheit des Bezeichneten. An die Stelle der Einheit des Bezeichneten tritt die Einheit der bezeichnenden Struktur selbst.³⁴

Aus der Unverträglichkeit der wilden Wünsche mit dem Gesetz, das fordert, ein Ich auszubilden, folgt die Forderung, die Wünsche mit den Imperativen der symbolischen Ordnung in Übereinstimmung zu bringen, d.h. zu ödipalisieren. Diese Kodifizierung des Wunsches ist die Bedingung seiner Ödipalisierung.³⁵

Die wilden Wunschflüsse werden in die Ordnung der Repräsentation eingeführt. Das entstehende Subjekt ist nicht das Subjekt des Wunsches, sondern das entfremdete, zum Ich-sagen abgerichtete Subjekt. Deleuze und Guattari gilt Ödipus als Vormund und Schutzpatron der vorgeblich universellen Struktur ichhaft zentrierter Subjektivität. Sie identifizieren die Ordnung der Repräsentation mit der Ordnung der Subjektivierung/ Ödipalisierung. Als Endstufe eines totalen Abstraktionsprozesses kann dann die angeblich universelle Struktur ichhaft zentrierter Subjektivität keine transhistorische Geltung beanspruchen. Auf diese Weise werden philosophische Theorien über die Unüberwindlichkeit des Denkansatzes beim Subjekt in Frage gestellt. Vielmehr ist nach Deleuze und Guattari das Subjekt ein geschichtliches, erworbene Schema unserer Selbstdeutung, dem keine apriorische Evidenz zukommt.

Die beiden Autoren treten folglich für eine Bejahung der subjektlosen, verdinglichten Maschine ein. Erst die Grammatik setzt in einer Art Sündenfall durch ihre Identifikations- und Unterscheidungswänge an die Stelle von Wunschmaschinen-Teilen die Vorstellungen von Person, Subjekt und Besitzer.³⁶

³⁴ Hinter der Einheit der bezeichnenden Struktur fürchten Deleuze und Guattari die Einheit eines zeichenstiftenden Subjekts. Dann wäre die Ordnung der Struktur geschlossen. Die naturwüchsige Wildheit der noch nicht repräsentierten Wunschflüsse würde damit durch das zeichenhafte Subjekt zerstückelt und vergewaltigt. Da dieser Gedanke hinter einer der theoretischen Grundeinsichten des Neostrukturalismus zurückfällt (die Differenzialität arbeitet gerade nicht im Dienste der Abgeschlossenheit der Struktur) und diese Grundeinsicht letztlich auch (im Widerspruch zu dieser Befürchtung einer Abgeschlossenheit der Struktur) für Deleuze und Guattari gilt, soll dieser Gedanken an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Vgl. dazu M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 422.

³⁵ Vgl. dazu ebd., 409, 418.

³⁶ Auch S. Turkle bezieht sich in ‚Leben im Netz‘ auf den Anti-Ödipus von Deleuze und Guattari. Vgl. S. Turkle, Leben im Netz, 442f. Sie erwähnt dieses Motiv der ‚Wunschmaschinen‘ ohne kritische Auseinandersetzung. Diese Indifferenz stimmt mit ihrer affirmativen Haltung gegenüber Programmen (Maschinen) als Kommunikationspartner überein. Darauf werden wir noch zurückkommen.

Während die einheitslose Mannigfaltigkeit als Gegenbegriff zum Subjekt im Anti-Ödipus in der Metapher der Maschine entwickelt wird, verwenden Deleuze und Guattari in „Tausend Plateaus“ dafür eine neue Metapher: das Rhizom.³⁷ „Rhizom (unterirdisch oder dicht über dem Boden wachsender Sproß, von dem nach unten die eigentlichen Wurzeln und nach oben die Blattriebe ausgehen) ist für Deleuze das Paradigma einer nicht-hierarchischen und non-linearen Struktur, die er dem geläufigen Baum-Modell entgegensemmt. Kennzeichen eines Rhizoms sind Verkettung bzw. Vernetzung, Heterogenität und irreduzible Vielheit der Elemente.“³⁸

Die Metapher des Rhizoms dient als Schema einer unreglementierten Entfaltung des Multiplen, also des Fehlens einer individuierten Einheit. Deleuze und Guattari lehnen den Anspruch ab, das Subjekt erfülle die Funktion der geistigen Einheit, die eine auswuchernde Vielheit der Einfalt eines Ursprungs oder eines Grundes unterstellt. Als Metapher dafür gilt der hierarchisch aufgebaute bzw. sich verzweigende Baum. Gegenüber diesem Prinzip der Einheit (und damit gegenüber dem Prinzip des Subjekts) setzen Deleuze und Guattari auf das Prinzip der Vielheit, das keinerlei Beziehung mit dem Prinzip des Einen als Subjekt unterhalten soll. Der Gedanke des homogenen Subjekts bilde sich erst als Widerschein der Einheit einer symbolischen Ordnung, als der Reflex des Gesamtsinns der Ordnung.³⁹

Damit werden das Subsumtions- oder Code-Modell des Handelns und Sprechens – jedes Handeln und Sprechen ist ein Anwendungsfall, der die Regeln einer Tiefenstruktur, eines Relationssystems identisch in der Anwendung reproduziert – und die Vereinigungsleistung des Subjekts einander zugewiesen. Gleichzeitig wird der Subjektgedanke mit dem Gedan-

³⁷ „Rhizom‘ ist eigentlich ein Begriff aus der Botanik, der eine besondere Metamorphose der Sproßachse von Pflanzen bezeichnet. Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 440.

³⁸ P. Lévy, Cyberkultur. Universalität ohne Totalität, in: S. Bollmann/C. Heibach (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 56–81, 58.

³⁹ Auch hier begegnet eine These des Anti-Ödipus wieder, wonach die Ausbildung der Idee eines homogenen Subjekts etwas mit der Einfügung in die Repräsentation (des signifiant, des Symbols) zu tun hat. Auf ein Problem wurde bereits hingewiesen: Die Annahme von Deleuze und Guattari, Subjektivität müsse als die quasi-transzendentale Einheit einer symbolischen Ordnung gedacht werden, ist streng genommen selbstwidersprüchlich, denn diese Ordnung ist differenziell und de-zentral. Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 448.

Gleichzeitig identifizieren Deleuze und Guattari Individuum und Subjekt. Dann kann das Individuum nur noch als Einheitsprinzip gedacht werden. Eine Möglichkeit, das Subjekt über die Individualität zu retten und diese nicht als Einheitsprinzip zu verstehen, ist bei M. Frank zu finden.

ken der Repräsentation identifiziert, da das kodierte Reden und Handeln ein Fall von Repräsentation ist. Dagegen klagen Deleuze und Guattari die einheitslose Mannigfaltigkeit als fundamentalere Größe ein.

Die genannten Positionen (und alle Übertragungen auf das Internet) kommen darin überein, dass das Moment der Differenz (ob als einheitslose Mannigfaltigkeit oder als bedeutungsverleihende Differenzialität) fundamentaler sei als jede Einheit. Nur aus einer vorgängigen Differenzierung lassen sich Identität und Einheit (auch das Subjekt, das Selbstbewusstsein) klären. Dabei wird betont, dass die Differenz nicht nur trennt, sondern ebenso Verbindungen und Nachbarschaften stiftet. Diese gehorchen jedoch nicht der Subsumtion unter das Allgemeine bzw. Identische.

Die vorgezeichneten Konsequenzen für den Subjektbegriff ziehen sehr deutlich S. Bollmann und C. Heibach unter Bezugnahme auf das Internet. „Das Teilnehmersubjekt des Internet definiert sich nicht mehr auf der Ebene von Identität und Gebundenheit, sondern auf der Ebene der Differenz.“⁴⁰ Diese Erfahrung des Internet als eines symbolischen Systems, das wie die Sprache strukturiert ist und nie durch ein Benutzersubjekt dominiert werden kann, soll zur Grundlage werden, um der Komplexität und der zunehmend diversifizierenden Lebensformen gewachsen zu sein.⁴¹

Wenn die Ethik angesichts der in diesen Überlegungen enthaltenen Anfrage ihrer zentralen Kategorien (Subjekt, Freiheit, Verantwortlichkeit) ihren Anspruch aufrecht erhalten will, dann muss sie diese Konzeptionen kritisch hinterfragen. Dabei wird sich zeigen, dass diese Erklärungsversuche in Aporien enden.

3. Machen Sprache und Hypertextualität ohne Subjekt Sinn?

Wie bestimmt die Postmoderne das Subjekt, das sie ablehnt? Sie wendet sich gegen die Vorstellung eines mit sich identischen und weltkonstituierenden Subjekts und nimmt dazu Überlegungen auf, die sich im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts kritisch mit diesem Grundgedanken der neuzeitlichen Philosophie auseinandergesetzt haben (Nietzsche, Marx, Freud, Heidegger).

Das Subjekt der neuzeitlichen Philosophie sei entstanden aus einem Willen zur Bemächtigung der Welt. Wie sieht diese Machtergreifung aus? Nach Heidegger ist die Subjektivität als Ort einer sich selbst zugänglichen Klarheit zugleich Ursprung aller Regeln und Gesetze,

⁴⁰ S. Bollmann/C. Heibach, Sucht keine Wurzeln, folgt dem Kanal, 479.

⁴¹ Vgl. ebd., 478f.

durch die uns die gegenständliche Welt einsichtig wird. Diese Regelbeherrschung (Regeln der Natur) erlaubt es, die Natur domestizierbar zu machen (Naturwissenschaften). Daraus erwächst als Technik die wachsende Gewalt der Naturbeherrschung.⁴²

Der Sündenfall der neuzeitlichen Philosophie liegt folglich in der Annahme, erkennen heißt, etwas einem subjektiven Übermächtigungswillen auszuliefern. Soll dies auch für Subjektivität selbst gelten, dann führt das zum Reflexionsmodell des Selbstbewusstseins. Subjektivität wird dann als Autoreflexivität des Vorstellens gedacht.

Der Einwand des Neostrukturalismus wurde bereits genannt.⁴³ Dieses Paradigma der Reflexion hält der entgrenzten Ökonomie von semantischen Oppositionen nicht stand. Sinn gibt es nur zeichenvermittelt. Dies gilt auch für den Sinn, durch den sich die Subjektivität erschlossen hat. Die entgrenzte Differentialität der Zeichen bringt jedes Zeichen um seine Identität. Selbstbewusstsein kann dann nicht mehr als absolut und autonom gedacht werden. Das Paradigma des Bewusstseins wird in dasjenige des Zeichens überführt. Nicht mehr das Bewusstsein ist der transzendentale Ort der Bedingung der Möglichkeit von Sinn, Bedeutung und Referenz sondern das Zeichen. Denn um in seiner Identität gegen andere Gedanken sich profilieren zu können, muss jeder Gedanke (auch der Gedanke von mir als Subjekt) artikuliert sein, d.h. er muss die Differenzialität der Zeichen durchlaufen.

Alles, was die klassische Philosophie für eine Aktivität des Subjekts gehalten hat (die Fähigkeit, Dinge wahrzunehmen, ihr Verhältnis zueinander festzulegen und die Dinge auf diese Weise zu bestimmen), wird als Sekundäreffekt einer vorausgehenden Differenzialität verstanden. Dabei ist die Kritik, dass der Begriff des Subjekts kein formal-semantisches Apriori sondern eine neuzeitliche Erfindung sei, die darüber hinaus als

⁴² Vgl. dazu M. Frank, *Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis*, Stuttgart 1991, 79f.

⁴³ Schon seit Fichte, v.a. aber seit der Romantik, ist auch innerhalb der Philosophie die Problematik des Reflexionsmodells des Selbstbewusstseins bekannt. Wird Selbstbewusstsein als ein Fall gedacht, wonach ein Subjekt ein Objekt vor sich stellt, wobei in diesem besonderen Fall dieses Objekt ausnahmsweise das Subjekt selbst ist, so ist dies offensichtlich zirkulär.

Unser Bewusstsein kann also nicht abermals ein Werk unseres Bewusstseins sein, sondern es scheint eher etwas zu sein, das uns geschieht, uns widerfährt. Es gibt Bewusstsein, aber es ist kein ursprüngliches Phänomen, kein Prinzip, sonst könnten wir unsere Verfasstheit vollständig aus unserem Bewusstsein erklären. Aber die Reflexion, durch die wir Klarheit über unsere Situation zu gewinnen trachten, hängt mit ihrem einen Pol immer im Unverfüglichen, nie ganz in Wissen Auflösbarem. Vgl. M. Frank, *Was ist Neostrukturalismus*, 118.

Eine ausführliche Auseinandersetzung und das alternative Modell einer präreflexiven Vertrautheit mit sich selbst findet sich bei D. Henrich und der ‚Heidelberger Schule‘.

Reflexionsmodell zirkulär ist, nicht neu.⁴⁴ Deshalb wurden in der Philosophie – vor allem in der Romantik, aber auch im 20. Jahrhundert (bspw. von J. P. Sartre) – Alternativen entwickelt, die den Subjektbegriff beibehalten, ihn jedoch von den historischen Bedingtheiten seiner neuzeitlichen Entstehung befreien. Diese Entwicklungen sind im Neostrukturalismus nicht zur Kenntnis genommen worden.⁴⁵

Die neostrukturalistische Kritik bezieht sich immer noch ausschließlich auf Selbstbewusstsein als Bewusstsein vom Ich (Reflexionsmodell). Aufgrund der Gestalt des Reflexionsmodells wird das Subjekt abgelehnt und geleugnet.⁴⁶ Hier wird eine Selbstwidersprüchlichkeit erkennbar, die innerhalb des Neostrukturalismus nicht aufgelöst wird. Die abträglichen Effekte der Selbstermächtigung der Subjektivität können streng genommen nur im Blick auf die Bewahrung des Subjekts vor ihnen angegriffen und kritisiert werden. Wer erleidet denn die Zwänge, wenn nicht das Subjekt? Die Beschreibung des gesellschaftlichen status quo von Subjektivität muss nicht zwangsläufig dazu führen, die Auslöschung der Autonomie des Subjekts erkenntnistheoretisch zu rechtfertigen. Näher liegend wäre, aus der ursprünglichen Parteinahme gegen die Selbstermächtigung des Subjekts und die daraus resultierenden Zwänge eine Parteinahme für eine recht verstandene Autonomie des Subjekts zu folgern, statt sich mit der Entfremdung des Individuums im Gitterwerk allgegenwärtiger Reglementierung einverstanden zu erklären. Deshalb stellt sich vielmehr die Notwendigkeit, einen Subjektbegriff zu entwickeln, der mit der Sprachtheorie vereinbar ist. Stattdessen vollziehen Deleuze und Guattari, aber auch Derrida eine vollständige Preisgabe des Subjekts.

Aus der Idee einer nicht-geschlossenen und dezentralen Struktur als Keimgedanken des Neostrukturalismus wird die Unmöglichkeit einer Einheit durch das Subjekt geschlossen. Bei Deleuze und Guattari⁴⁷ führt dieser Ansatz zunächst zu der Metapher der Maschine mit beliebig zu-

⁴⁴ Vgl. M. Frank, Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 21.

⁴⁵ Vgl. ebd., 26. Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 259f. M. Frank zeigt am Beispiel Heideggers die Schwächen und Einseitigkeiten dieser Kritik am Subjektbegriff.

⁴⁶ Vgl. zu Derridas Bezugnahme auf das Reflexionsmodell M. Frank, Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 205. Derrida scheint nicht auf die Idee zu kommen, dass lediglich die Beschreibung des Subjekts im Rahmen des Reflexionsmodells unangemessen sein könnte.

⁴⁷ Hier kommt lediglich die Auseinandersetzung mit den für uns zentralen Aspekten zur Sprache. Vgl. zu weiteren Kritikpunkten (die abenteuerliche Konstruktion einer „inklusiven Disjunktion“ als Auflösung der Ödipalisierung etc.) M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 424-428.

sammensetzbaren Partialobjekten ohne Einheit. Dem entspricht die Metapher des Fließens, die sich vor allem gegen Intentionalität und Zweckgerichtetetheit als Merkmale der Rationalität (eines absoluten Subjekts, einer Einheit) wendet. Deleuze und Guattari meinen das Subjekt als diejenige Instanz entlarvt zu haben, die die wuchernde Vielfalt der Zeichenanwendung still stellt.⁴⁸ Dem gegenüber soll die einheitslose Manigfaltigkeit in ihr Recht gesetzt werden.

Doch wie soll man sich ein vollkommen ordnungsloses Chaos vorstellen? Wie ein Fließen ohne Ziel? Ein nach allen Seiten hin sich verströmendes Fließen würde gar nicht mehr fließen und würde sich schließlich im Stillstand auflösen. Kann man sich einen ziellosen Wunsch vorstellen? „Auch der Wunsch muss sich differenzieren, um sich als Wunsch (und nicht als Alptraum) zu erleben; und er muss ferner eine differenzierte (also geordnete) Welt des Wünschbaren außer sich konstituieren.“⁴⁹

Es gibt selbstverständlich die Möglichkeit, eine bestehende Ordnung auf eine andere Ordnung hin zu überschreiten. Ordnungen anzunehmen heißt nicht, einen status quo festzuhalten. Aber dieses Überschreiten ist nicht möglich ohne Zielgerichtetetheit. Man darf dazu nicht den Gedanken der Ordnung als solchen abschaffen.⁵⁰ Einen derartigen universellen Angriff auf die Ordnung als solche unternehmen aber Deleuze und Guattari.

Wird auf diese Weise in reiner Formalität der Begriff der Unordnung zum Widersacher der Ordnung, führt das zu einer verhängnisvollen Indifferenz und zu einem moralischen Relativismus.⁵¹ Es werden keine Unterschiede mehr gemacht. Jede Form von vernunftgesteuerter Kontrolle gilt als Gewaltanwendung. Hier wird der oben genannte Selbstwiderspruch greifbar. Die Nichtbereitschaft, sich gegen eine bestehende Ordnung zu gunsten einer alternativen, aber eben einer Ordnung zwischenmenschlichen Miteinanders zu engagieren, belässt das Individuum gerade in seiner Integration unter die herrschende Gewalt. Damit widersprechen die Autoren ihrem kontrafaktischen Engagement. Sie können ihre Moral auf-

⁴⁸ Auf die Inkonsistenz gegenüber der ursprünglichen neostrukturalistischen Einsicht, wonach auch das Subjekt nur ein Signifikant sein kann und deshalb nicht in der Lage ist, die differentielle Bedeutungsentstehung zu beherrschen, wurde bereits hingewiesen.

⁴⁹ M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 431.

⁵⁰ Vgl. ebd., 431.

⁵¹ Darüber hinaus verbirgt sich darin ein mehrdeutiger, wenn nicht gar widersprüchlicher Vernunftbegriff. Denn einerseits wird an die Vernunft der Leser appelliert, andererseits ist es die Vernunft, die Ordnung impliziert und damit intolerant ist gegen Unordnung. Vgl. dazu ebd., 433.

grund ihres semiotischen Anarchismus nicht begründen oder rechtfertigen.⁵²

Im Grunde setzen die Autoren also die Größe, die sie abschaffen wollen, voraus. Wer erleidet denn die Zwänge der Sprache? „Eine *ihrem Wesen nach* passive Maschine [...] könnte die Freiheit, die ihr ‚die Grammatik‘ stiehlt, nicht einmal als Verlust wahrnehmen.“⁵³ Wenn Deleuze und Guattari gegen die Zwänge der Sprache, für die Abschaffung der Gesetze eintreten, dann appellieren sie an eine Konzeption des Menschen, über die sie an keiner Stelle Rechenschaft ablegen.

Nach der subjektlosen Maschine im „Anti-Ödipus“ dient den beiden Autoren in „Tausend Plateaus“ das Rhizom als Metapher für die unreglementierte Entfaltung des Multiplen und damit für das Fehlen einer individuierten Einheit. Das Bild vom dezentralen Wachstum soll der Rationalität und dem Subjekt widersprechen. Streng genommen aber illustriert diese Sprossmetapher nicht die Grenze des klassischen Begriffs der Organisation, sondern nur in welchem Grad er sich ausdehnen lässt.⁵⁴ Denn auch hier ist das Prinzip der Finalität nicht außer Kraft gesetzt.⁵⁵

Letztlich bedeutet dies aber, dass es nicht möglich ist, Mannigfaltigkeit als solche zu bestimmen. Wenn ich von Mannigfaltigkeit rede, nehme ich immer schon auf Einheit Bezug. Ohne Einheit kann Mannigfaltigkeit gar nicht als das gedacht werden, was sie ist. Hier greift die Grundeinsicht des Neostrukturalismus. Auch für den Gedanken der Mannigfaltigkeit gilt: Entweder er hat eine Bedeutung, dann kann er nicht allumfassend sein, sondern muss einen Gegenbegriff zulassen, oder aber er verliert diese Distinktion, dann hört er auf, überhaupt etwas zu bezeichnen. Im Grunde haben Deleuze und Guattari, um der Privilegierung des Einheitsprinzips (hinter dem das Subjekt steht) zu entkommen, lediglich

⁵² Vgl. dazu ebd., 435f.

⁵³ Ebd., 429; Hervorhebungen im Original.

⁵⁴ So möchte auch P. Lévy mit dem Begriff des Rhizoms deutlich machen, dass das Web gerade keine gestaltlose Masse ist. Er vermittelt dieses abweichende Verständnis jedoch an keiner Stelle mit der ursprünglichen Absicht der Autoren, obwohl er sich ausdrücklich auf Deleuze bezieht. Vgl. P. Lévy, Cyberkultur, 58.

⁵⁵ Der Fehlschluss, der in diesem angeblichen Widerspruch von dezentralem Wachstum und linearer Rationalität steckt, lässt sich an dem abstrusen Schluss einer rhizomatischen Natur der Bewusstseins- und Gedächtnisfunktionen aus dem dezentralen Geflecht der Kanäle zwischen den Nervenzellen im Gehirn veranschaulichen. „Rückschlüsse aus der materiellen Form von Zellen, Axonen [...] usw. auf die Form des Bewusstseins oder des Denkens zu ziehen, wäre ungefähr so gescheit wie zu glauben, dass die Wahrnehmung eines Polyeders selbst polyedrisch wäre oder einen eckigen Kopf voraussetzte.“ (M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 444)

die Vielheit privilegiert und ihr dadurch (selbstwidersprüchlich) einen Prinzip-Charakter zugesprochen.

Was lässt sich zur Position von Deleuze und Guattari zusammenfassend festhalten? Die Kategorie des Subjekts wird abgelehnt und verworfen, weil es die Instanz sein soll, die im Nachhinein die wuchernde Vielfalt der Zeichenanwendung still stellt. Das ist aus zwei Gründen nicht haltbar. Zum Einen bedeutet die Unüberwindlichkeit der Vielheit, d.h. dass Verstehen nie endgültig möglich ist, noch nicht, dass überhaupt keine Einheit der Wortzeichen existiert. Ansonsten wäre nicht nur endgültiges Verstehen ausgeschlossen, sondern Verstehen überhaupt.⁵⁶ Ein solcher Angriff auf die Einheit des Verstehens ist absurd. Wäre Vielfalt einheitslos, dann würde weder provisorisch noch unvollkommen, sondern gar nicht mehr verstanden. Deleuze und Guattari weisen zu Recht darauf hin, dass es von der Regelhaftigkeit her Unvorhersehbare gibt. Dieses Unvorhersehbare, Unableitbare ist aber darum nicht schon überhaupt nicht-verständlich.⁵⁷

Zum Anderen ist das Subjektverständnis von Deleuze und Guattari problematisch, insofern es im Widerspruch steht zu der von den beiden Autoren selbst vertretenen Grundeinsicht des Neostrukturalismus, wonach es ein Subjekt, das das Fließen der Bedeutungen still stellt, weil es außerhalb der Differentialität der Zeichen steht, gar nicht geben kann. Das Subjekt kann selbst nur Signifikant sein. Es ist aber ausgeschlossen, dass ein Signifikant das Fließen der Bedeutung von außen festlegen könnte.

In Bezug auf Derrida interessiert uns in erster Linie dieses Argument, wonach die Differentialität der Zeichen, die allererst Bedeutung hervorbringt, ein Subjekt als Urheber (von sprachlicher Bedeutung und Sinn) ausschließt, da ein solches Subjekt selbst diesem Prozeß der differenziellen Bedeutungsentstehung unterworfen sein müsste. Diese nicht mehr auflösbare Differentialität bezeichnet Derrida als ‚différance‘.

Der Grundgedanke, dass der Sinn der Reden seinerseits im differenziellen Spiel der Zeichen, also in einem Nicht-Sinnhaften gründet, stammt ursprünglich von Saussure. Nach Saussure ist offensichtlich nichts an der Lautsubstanz von selbst bedeutungsträchtig. Das Zeichen hat also nicht von sich her Einheit und Distinktheit. Wie kommen dann aber

⁵⁶ Mit M. Frank lässt sich zeigen, dass Verstehen immer hypothetisch eine Einheit annimmt. Bedeutungen entstehen dann über Interpretation, wobei die Interpretation die strukturelle Ambiguität des Zeichens gerade nicht überwindet.

⁵⁷ Vielmehr werden wir sehen, dass dieses Unableitbare als die individuelle Modifikation, die der einzelne Sprachgebrauch am semantisch-pragmatischen Bestand der sprachlichen Typen vornimmt, erfasst werden kann.

Einheit und Distinktheit der Zeichen zustande? Die fundamentale Idee Saussures liegt in der Bestimmung durch Entgegensetzung.⁵⁸ Wenn es also keinen natürlichen Bezug zwischen Sinn und Laut gibt, Sinn und Ausdruck keine einfach positiven Größen sind, dann müssen die tatsächlichen Bestimmtheiten und Distinktheiten von Zeichen Effekte differenzieller Beziehungen zwischen Werten sein, also Effekte der sprachlichen Form oder Struktur.⁵⁹

Entstehen aber Sinn und Bedeutung nur im Spiel sich unterscheidender Lautbilder, dann kann es kein Zentrum der Struktur als Sinn-Zentrum geben, denn ein Zentrum, das einen distinkten Sinn hat, könnte diesen wiederum nur im differenziellen Spiel der Struktur selbst haben. Dieser distinkte Sinn kann dann aber nicht als zentral gelten, denn er wäre der Struktur unterworfen. Deren Werte sind alle de-zentral, da alle Bestimmtheit von Sinn in Unterscheidungen gründet. Umgekehrt kann ein Sinn, der wie ein Prinzip ein wirklich zentraler Sinn sein soll, nicht gedacht werden (d.h. nicht unterschieden werden), denn er nähme nicht teil an den Distinktionen der Struktur selbst.

Dieser Ansatz wird durch den Neostrukturalismus radikaliert, indem selbst die Vorstellung einer in sich geschlossenen und von einem Set von Regeln kontrollierten Struktur von Zeichen aufgegeben wird. Aus der Grundintuition Saussures (es gibt keinen Zentralsinn) wird das Differenzialitätsprinzip. Es gibt „keinen zwingenden Grund anzunehmen, dass die Kette der negativ von ersten Zeichen fernzuhaltenen Oppositionsterme endlich wäre oder dass ich ihre jeweilige Semantik nicht durch neue kontextuelle Konstellationen unabsehbar verschieben könnte. Mit hin sind die Grenzen der semantischen Identität eines Terms Funktionen eines offenen Systems permanenter Neudifferenzierungen“.⁶⁰ Diesem verschärften Differenzialitätsprinzip wird nun auch die Subjektivität unterworfen. Tatsächlich ist die Vorstellung einer selbstbewussten Subjektivität, die sich in einem Reflexionsakt (Bewusstsein von Bewusstsein) einholt, unter diesen Umständen nicht mehr haltbar.

Das Reflexionsmodell (Selbstbewusstsein ist die Reflexion des Bewusstseins auf sich selbst) zerlegt das Selbstbewusstsein in das Bewusstsein und seinen Inhalt, der in diesem speziellen Fall es selbst sein

⁵⁸ Saussure vertritt im Unterschied zu metaphysischen Positionen und zum Repräsentationsmodell der Sprache (Wörter der Sprache bilden zuvor bestehende Gedanken ab) die These von der Arbitrarität der Bedeutung von Zeichen. Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 33-44.

⁵⁹ Vgl. ebd., 55f. Vgl. zum Wertbegriff ebd., 465.

⁶⁰ Ders., Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 197. Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 102.

soll. Wenn aber die Identität aller Zeichen abhängig ist von der Bestimmung durch die Unterscheidung von anderen und dieser Prozeß grundsätzlich unendlich ist, wie kann sich das Selbstbewusstsein dann in seinem Inhalt wiedererkennen? Der Abstand, den das Reflexionsmodell zwischen den Bewusstseinsrelaten voraussetzt, macht den Umweg über die Bestimmung durch Unterscheidung nötig. Aber dieser Umweg stellt die Identität des Selbst für immer in Frage, denn es fehlt ein Kriterium, „das die Identifikation des Blicks, der auf den Spiegel gerichtet ist, und des Bildes, das aus dem Spiegel aufs Auge zurück trifft, garantiert. Nichts am Spiegel [...] verrät ja, dass er wirklich ein Spiegel ist und dass er *mich* spiegelt.“⁶¹

Dahinter verbirgt sich tatsächlich die grundlegende Problematik des Reflexionsmodells. Wie kann ich die Selbigkeit meines durch den Reflexionsprozeß gewonnenen Spiegelbildes bezeugen?⁶² Diese Vorstellung, das Ich könne sich durch ein Reflexionsverhältnis (durch eigene Macht) identifizieren, ist zirkulär. Eine identische Selbstreflexion des Subjekts ist wesenhaft unmöglich.

Ist dies jedoch unmöglich, dann verliert nach Derrida das Subjekt seine Selbstständigkeit und gründet in etwas, das ihm entzogen ist. Subjektivität geht aus der Artikulation einer Differenz hervor. Für den Neostrukturalismus ist damit das Subjekt immer schon von bestehenden Sinnzusammenhängen abhängig und wird dadurch ein Effekt des Sinns. Derrida folgert daraus, dass die differenzielle Bedeutungsentstehung unhintergehbar ist. Damit wird die ‚différance‘ zum Absolutem. Die Annahme einer irreduziblen ‚absoluten‘ Differenz erweist sich als selbstwidersprüchlich, und folglich kann die Übertragung dieses Gedankens auf das Internet nicht überzeugend sein. Wie soll eine Differenzierung möglich sein, ohne ein Moment relativer Sich-selbst-Gleichheit? Ohne den Rückgang auf ein solches Moment „wäre Differenzierung [...] (Sinnverschiebung, metaphorische Bedeutungsneueinschreibung) gar nicht feststellbar, sie wäre kriterienlos und vom Zustand der völligen Beharrung ununterscheidbar“.⁶³

⁶¹ Ders., Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 202; Hervorhebung im Original. Vgl. auch ders., Was ist Neostrukturalismus, 302.

⁶² Letztlich ist das im Rahmen des Reflexionsmodells nicht möglich. Auf diese Zirkularität wurde bereits hingewiesen. Es muss eine präreflexive oder nichtspekuläre Kenntnis des Selbst angenommen werden. Einen solchen Versuch entwickelt M. Frank.

⁶³ M. Frank, Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 46. Vgl. auch ebd., 204. Vgl. auch ders., Was ist Neostrukturalismus, 550. Vgl. auch ders., Die Unhintergehbarkeit von Individualität, 127. Außerdem braucht der Term ‚différance‘ einen anderen Term

Der hier entscheidende Kritikpunkt an der Vorstellung einer unhintergehbaren ‚différance‘ besteht darin, dass die generative Bewegung der Artikulation allein gar nicht für die Bedeutungsentstehung aufkommen kann. Dieses zentrale Motiv für die Übertragung der ‚différance‘ auf die Hypertextualität ist folglich nicht haltbar. Derrida nimmt an, dass sich Bedeutung im Spiel der Signifikanten bildet, doch in die Definition eines Signifikanten geht das Prädikat der Signifikanz bereits ein. Das ist zirkulär, denn dann kann Signifikanz nicht erst aus den Signifikanten gewonnen werden.⁶⁴ Das bedeutet, die Struktur an sich kann gar nicht sinn determinierend sein! Dies gilt auch für die Hypertextualität. Es gibt keine direkte Kausalität zwischen Differenzialität und Sinn. Sinn kann nicht einfach der Effekt differenzieller Beziehungen sein.

Die Problematik dieser Verabsolutierung der Differenz verschärft sich noch in ihrer Anwendung auf das Selbstbewusstsein.⁶⁵ Auch Selbstbewusstsein soll nach Derrida ein Effekt differenzieller Beziehungen zwischen den ‚Marken‘ einer entgrenzten Struktur sein. Doch wie lässt sich Selbstbewusstsein aus der reinen Differenz ableiten? Wenn Bewusstsein ein Effekt des Bezogenseins sein soll, dann ist nicht zu sehen, wie Derrida bewusste Beziehungen von unbewussten Beziehungen unterscheiden kann, da den Signifikanten Bewusstsein nicht zugesprochen werden darf, bevor sie zueinander in Beziehung treten.

„Zwei oder mehr aufeinander bezogene Elemente verraten mir alles Mögliche, nur nicht dies, dass sie miteinander identisch sind und dies auch noch wissen.“⁶⁶ Aus dem reinen Verweisspiel der Signifikanten kann Subjektivität im Sinne von Selbstverständnis nicht zureichend hergeleitet werden.

4. Die konstitutive Bedeutung des Subjekts als Individuum für das Internet

Auch M. Frank geht von der Zeichenabhängigkeit von Sinn aus. Der entscheidende weiterführende Gesichtspunkt allerdings liegt in der

(Identität), um überhaupt etwas zu bedeuten. Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 550.

„Wäre die ‚différance‘ tatsächlich absolut, so wäre mit dieser extremen Konsequenz zugleich die gegeben, dass der Gedanke der Relation aufgehoben wäre (auf dem doch die Differentialität der Zeichenordnung beruht).“ (M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 536)

⁶⁴ Vgl. ebd., 551. Vgl. ders., Selbstbewusstsein und Selbsterkenntnis, 46.

⁶⁵ Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 358.

⁶⁶ Ebd., 359.

Einschränkung, mit dieser Zeichenabhängigkeit ist ein notwendiger, doch kein zureichender Grund für die Sinnbildung gefunden.⁶⁷ Wie wir in der kritischen Auseinandersetzung mit Derrida sahen, kann die Differenzialität allein Bedeutung nicht hervorbringen. Was ist also für die Signifikanz eines Signifikanten verantwortlich?

Frank schlägt vor, die Signifikanz auf die individuelle Deutung der Kommunikationspartner zurückzuführen. An sich hat das Zeichen in seiner baren Natürlichkeit keine signifikanten Qualitäten. Diese werden ihm erst durch das Individuum kraft eines hypothetischen Urteils zugesprochen. Dann kann aber ein zweiter Gebrauch desselben (bspw. durch den Kommunikationspartner) semantisch nicht determiniert sein.⁶⁸ Gleichzeitig kann ein solcher zweiter Gebrauch jedoch nicht völlig beliebig sein, da die (hypothetische) Bedeutung des ersten Gebrauchs (als Vorgängerin) in die wiederaufnehmende Hypothese miteinbezogen werden kann und muss.

Insofern ist die (seinerseits hypothetische) Reaktion auf das hypothetische Urteil der Sinnzuweisung einerseits nicht schlechterdings frei, denn sie kann vorausgehende Hypothesen nicht willkürlich bestimmen. Andererseits folgt aus dieser notwendigen Bezugnahme auf die vorausgehende Sinnzuweisung kein kausaler Zwang auf die (reagierende) Sinn-Hypothese. Jede Neuinterpretation eines Zeichens ist die Uminterpretation eines früheren Zeichengebrauchs.⁶⁹ Es gibt folglich kein letztes Kriterium für die objektive Identität der Bedeutung eines Ausdrucks, denn diese Identität beruht auf einer Deutung. Eine Deutung aber ist immer motiviert und nicht aufgrund gegebener empirischer Umstände physisch bedingt. „Motivation“ nennt man eine Form von Begründung, die an ihren Grund sich nur anschließt, wenn sie ihn zuvor im Lichte einer Interpretation *als* Grund erschlossen hat.⁷⁰

Motiviert sind demnach Konsequenzen, die sich zu ihrem Anlaß frei verhalten. Ein Motiv ist ein Grund, „der seine Wirksamkeit erst kraft einer ihn als Grund erschließenden vorgängigen Interpretation entfal-

⁶⁷ Wenn es Bedeutung und Bedeutungsveränderung nicht ohne Differentialität gibt, heißt dies noch nicht, dass Bedeutung *allein* durch sprachliche Differentialität entsteht.

⁶⁸ Vgl. M. Frank, Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 47. Nach Frank kann das empirische Substrat einer Zeichensynthese nur bedeutungstragend sein, wenn es als ein solches interpretiert wird, d.h. wenn es (interpretierend) auf einen möglichen Sinn bezogen wird. Die Signifikanten werden dadurch unterschieden und als die, die sie sind, identifiziert, dass ihnen hypothetisch ein Sinn zugesprochen wird.

⁶⁹ Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 553, 556.

⁷⁰ Ebd., 553; Hervorhebungen im Original.

tet“.⁷¹ Damit ist ausgeschlossen, dass ein motivierter Sinn aus einer an sich bestehenden Ordnung von Dingen oder Zeichen abgeleitet werden kann. Nur ein kausal nicht abgesicherter Sprung (eben das hypothetische Urteil) kann jene Lücke füllen, die die Gesetzmäßigkeit eines (sprachlichen) Systems von ihrer aktuellen Umsetzung trennt.⁷² Hypothesen und Motivation sind aber ohne die Dimension von Bewusstsein, von Praxis und Freiheit nicht möglich. „Nur in der Dimension eines vorgängigen Bewusstseins lassen sich hypothetische Urteile fällen und Motivierungen vollziehen.“⁷³

Damit ist es die Individualität, die das Verständnis des Zeichensinns als eines identischen ausschließt, also das, was Derrida mit ‚différance‘ unzureichend zu fassen versuchte. Gleichzeitig muss Individualität als selbstbewusst gedacht werden, denn auf sie gehen Motivation und hypothetische Urteile (Interpretationen) zurück. Zunächst ist dieses Selbstbewusstsein die unmittelbare Vertrautheit eines individuell Existierenden mit sich. Diese Selbstvertrautheit ist völlig irrelational und geht jeder Unterscheidung von Relaten voraus. Trotzdem muss sich diese Selbstvertrautheit der Erfahrung der Grundlosigkeit bzw. Zweitrangigkeit des Selbstbewusstsein stellen.⁷⁴ Die entscheidende Einsicht Schleiermachers, die sich Frank zu eigen macht, besteht darin, dass das Individuum diesen Mangel überbrückt. Das Individuum kommt für die fehlende und immer ausstehende Identität auf. Es schließt die Lücke einer natürlichen Bedeutung seiner Identität und der Identität aller Zeichen durch die Auslegung, die hypothetische Sinnzuweisung.⁷⁵

Auf diese Weise wird das Individuum zum Dreh- und Angelpunkt der Bedeutungsentstehung.

Wie aber ist das Individuum zu bestimmen?⁷⁶ Entscheidend ist für

⁷¹ Ebd., 554.

⁷² Vgl. ders., *Das individuelle Allgemeine*, Frankfurt/M. 1985, 322ff, v.a. 326. Frank greift Schleiermachers Theorie von der ‚Divination‘ auf, wonach Verstehen immer nur als vermutende, erratende Analogie, jedoch nie vollständig möglich ist. Vgl. ebd., 327ff. Dieser hypothetische Charakter unserer Sinnzuweisungen und Verstehensleistungen ist niemals zu überwinden und gilt auch für physische Ursachen, denn selbst die Gesetze der Mechanik sind nichts als motivierte Schlussfolgerungen am Leitfaden von Wahrnehmungsurteilen. Vgl. ders., *Was ist Neostrukturalismus*, 554f.

⁷³ Ebd., 555.

⁷⁴ Darauf bezieht sich der Neostrukturalismus, wenn er Selbstbewusstsein der vorausgehenden differentiellen Bestimmung unterwirft und damit zugleich das neuzeitliche Subjekt als erledigt ansieht. Darauf geht auch die Zirkularität des Reflexionsmodells zurück.

⁷⁵ Vgl. ebd., 460.

⁷⁶ Vgl. zur ausführlichen Abgrenzung gegen herkömmliche Individualitätskonzepte ders., *Die Unhintergebarkeit von Individualität*, 64ff. Vgl. zur

Frank, dass Individualität (als Einzelnes) nicht als einfaches Dedukt eines Allgemeinen zu verstehen ist. Das wäre das Besondere.⁷⁷ Wenn sich aber das Individuum nicht über Ableitungsprozesse aus einem Allgemeinen entwickeln lässt, dann kann nicht bestimmt werden, was es ist. Seine Identität ist nicht zu fassen. Aber auch für es selbst ist seine Identität nicht festgelegt. Dieser Mangel an natürlicher Bedeutung ist dafür verantwortlich, dass es seinen Sinn in jedem Augenblick neu entwerfen muss. Darauf wurde bereits hingewiesen. Aber gerade auf diese Weise „wird das Individuelle zur transzendentalen Bedingung von Sein und Verständnis: Es stiftet die Bedeutungen, über deren Austausch Mitteilungen und also Intersubjektivität möglich wird“.⁷⁸

Gerade weil es kein trans-individuelles (metaphysisches) Kriterium für die Identifikation von Einzeldingen und die Verifikation von Aussagen über Sachverhalte gibt, muss die individuelle Weltdeutung der Kommunikationspartner ins Spiel gebracht werden.⁷⁹

Wenn also das Individuelle außerhalb der sprachlichen Ordnung steht und diese eigentlich erst ermöglicht, gleichzeitig aber keine fassbare, festgelegte Identität oder Positivität besitzt (und so kein Einheitsprinzip sein kann), dann kann auf diese Weise die ‚différence‘ von Derrida ersetzt und können gleichzeitig die genannten Aporien vermieden werden. Hat das Individuum seine Identität weder durch körperliche Eigenschaften noch durch die Stabilität der Prädikate, die ihm zu verschiedenen Zeiten zugesprochen werden, dann kann es nicht als Einheitsprinzip gelten.⁸⁰ Damit ist ausgeschlossen, dass ein Subjekt als Größe, die außerhalb des Sprachsystems steht, dieses mit sich in Übereinstimmung bringen und damit die diakritische Bedeutungsentstehung festlegen könnte. Folglich gibt es auch bei Frank kein Subjekt als quasi-transzentrale Einheit einer symbolischen Ordnung.

Gleichzeitig können diese Eigenschaften der Individualität nur zugesprochen werden, wenn diese (Individualität) als Eigenschaft eines Sub-

Verhältnisbestimmung zum Begriff der Person ebd., 98ff. Vgl. ders., Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 30ff, 66ff. Vgl. zur Begriffsgeschichte („Individuum als Ärgernis“) ders., Was ist Neostrukturalismus, 455-464. Vgl. ders., Archäologie des Individuums, in: ders., Das Sagbare und das Unsagbare, Frankfurt/M. 1990, 256-333, 307-311.

⁷⁷ Dieser Bedingung wird Schleiermachers hermeneutisches Konzept von Individualität gerecht. Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 459. Vgl. ders., Die Unhintergehrbarkeit von Individualität, 117f. Vgl. zur Unterscheidung des Individuums als Einzelnes vom Besonderen ders., Was ist Neostrukturalismus, 459.

⁷⁸ Ders., Was ist Neostrukturalismus, 460.

⁷⁹ Vgl. ders., Die Unhintergehrbarkeit von Individualität, 119.

⁸⁰ Vgl. ders., Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 44.

jets verstanden wird, da das Individuum kein Einzeling in Raum und Zeit sein kann. Tatsächlich gilt für das Subjekt, was wir für die Individualität festgehalten haben. Es ist von einer eigentümlichen Selbstvertrautheit geprägt, die in vollkommener Unbezüglichkeit erfahren wird. In der Gestalt der Subjektivität sind wir mit der Eigenschaft bewussten Lebens unmittelbar bekannt.⁸¹ Subjektivität ist damit wesentlich als Individualität zu denken. Individuen sind insofern Subjekte, als „sie unmittelbar selbstbewusst sind in dem Sinne, dass sie ihre Welt im Lichte von Deutungen erschließen, die ohne Bewusstsein unverständlich bleiben“.⁸²

Durch den darin enthaltenen Sprachbezug verliert die Individualität jedoch gerade nicht ihre Eigenständigkeit, sondern wird als Trägerin der Deutungen dem sprachlichen System gegenübergestellt, ohne davon ausgenommen zu sein, weil ihre Identität nicht fixiert ist und gar nicht fixiert werden kann.

Das (einzelne) Subjekt wird von Frank in seiner Seinsweise als Individuum aufgewiesen.⁸³ Für unsere Fragestellung enthält diese Theorie zwei entscheidende Klärungen. Zunächst wird deutlich, dass Individualität an die Stelle der ‚différance‘ zu setzen erst eigentlich die diakritische Bedeutungsentstehung ohne Aporien verständlich macht.⁸⁴ Gleichzeitig zeigt sich, dass das Individuum als selbstbewusst, mithin als Subjektivität zu denken ist. Damit ist die Kategorie des Subjekts durch die Aufnahme der neostrukturalistischen Anfragen begründet. Die „Instanz, die bewirkt, dass jeweils Sinn geschaffen und verstanden werden kann, ist die Subjektivität als Individualität.“⁸⁵

Wir sind von der grundlegenden Eigentümlichkeit des Internet ausgegangen, wonach sich der Nutzer eine völlig eigene Route durch das verlinkte Netz wählen kann (Hypertextualität), die die Verfasser der jeweiligen Texte (wobei im Internet zu den schriftlichen Texten eine Vielfalt von multimedialen Elementen gehören: Videosequenzen, Audiodateien, graphische Elemente etc.) nicht vorgegeben haben und noch nicht einmal absehen können. Aufgrund dieser Eigenschaft scheint das Inter-

⁸¹ Die Versuche, Selbstbewußtsein als Reflexion, als Identifikation oder dergleichen zu verstehen, erweisen sich lediglich als Varianten des zirkulären Reflexionsmodells. Vgl. ebd., 70f.

⁸² Ebd., 43.

⁸³ Mit diesem Modell ist der Nachweis möglich, dass Selbstbewußtsein auch nicht zirkulär gedacht werden kann.

⁸⁴ Frank weist darauf hin, dass dieses Konzept mit Saussures Überlegungen vereinbar ist. Vgl. ders., Was ist Neostrukturalismus, 483f. Vgl. ders., Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 55ff.

⁸⁵ Ders., Was ist Neostrukturalismus, 518; Hervorhebung im Original.

net auf den ersten Blick den Konzeptionen von ‚différence‘ (unhintergehbare diakritische Bedeutungsentstehung) und Rhizomstruktur (einheitslose Mannigfaltigkeit) zu entsprechen. Besonders geeignet scheinen diese Konzepte, da sie gerade als Erklärung für das Phänomen der Sinnentstehung durch wechselseitige Bezugnahmen (in diesem Fall bei der Entstehung von sprachlicher Bedeutung) entwickelt wurden. Die Konsequenz wäre, dass der Ausschluss des neuzeitlichen Subjekts auch für das Internet gelten müsste.⁸⁶

Wir haben jedoch gesehen, dass dieses Verständnis von diakritischer Bedeutungsentstehung und Verständigung nicht ohne Aporien möglich ist, wenn es auf ein Subjekt verzichtet. Lediglich die hermeneutische Konzeption von Individualität kann diakritische Bedeutungsentstehung widerspruchslos denken. Diese Konzeption aber macht den Rückgriff auf ein Subjekt, das als Individuum für die Sinnzuweisung aufkommt, unumgänglich. Auf diese Weise konnte gezeigt werden, dass das Phänomen der Hypertextualität mit dieser Konzeption besser verstanden werden kann als mit der neostrukturalistischen Begrifflichkeit. Gleichzeitig wird damit das Subjekt (und seine Verantwortlichkeit) als Größe festgehalten, ohne die Hypertextualität gar nicht zu denken ist.

Entscheidend ist dabei, dass diese Form der Bedeutungsentstehung nicht mit dem Internet neu auftritt, sondern letztlich (über die hypothetischen Urteile) jeder Kommunikation zu eigen ist. Dann lässt sich auch die Rede vom Tod des Autors im Internet einordnen. Wenn dem Autor wie jedem Kommunikationspartner der unmittelbare Einfluss auf die Sinnzuweisung durch die Rezeption entzogen ist, so kann der Text gar nicht anders als in gewissem Sinne unabhängig von den Intentionen seines Schöpfers verstanden werden.⁸⁷ „Absichten und weltliche Begebenheiten sind nicht von selbst bedeutungsvoll. Sie werden es erst, sobald ein deutungsfähiges Subjekt ihren Sinn artikuliert [...]. Alsdann entgleitet der verliehene Sinn aber [...] auch dem deutenden Subjekt; denn die Rede – und auch der geschriebene Text – sind kommunikative Ereignisse.“⁸⁸

Damit werden Texte wie die Rede generell „auf eine nie ganz kontrollierbare Weise sowohl von ihren Bedeutungen wie von dem Mitteilungskontext und den Intentionen des Autors erlöst“.⁸⁹ Die Eindeutigkeit indi-

⁸⁶ Eine Konsequenz, die in der Literatur auch häufig ausdrücklich eingeklagt wird.

⁸⁷ Vgl. ders., Was ist ein literarischer Text, und was heißt es, ihn zu verstehen?, in: ders., Das Sagbare und das Unsagbare, Frankfurt/M. 1990, 121–195, 129ff.

⁸⁸ Ebd., 136f.

⁸⁹ Ebd., 139. Dieser Grundgedanke findet sich auch in der Rezeptions-Theorie von W. Iser. Vgl. ebd., 141. Diese Tradition wird selten in Texten über das Internet

vidueller Intentionen wird im Raster des sprachlichen Austausches getrübt und verfremdet. Da die wahre und unabhängige Bedeutung nicht allein vom Sprecher (Autor), sondern im Diskurs der anderen mitentschieden wird, entgleitet den Menschen fortwährend der Sinn der Sätze, die sie formen. Insofern kann man geradezu davon reden, dass die Wörter vom Tod der Menschen leben.⁹⁰ Doch das liegt in der Logik der Idee von der Unhintergehrbarkeit individueller Sinnzuweisung. Wichtig für unseren Zusammenhang ist, zu sehen, dass mit diesem Konzept der Subjektbegriff nicht nur trotz, sondern gerade auf Grund der Hypertextualität für das Verständnis des Internet von konstitutiver Bedeutung ist und damit zur Grundlage für ethische Fragen herangezogen werden kann.

Die Konsequenzen für ethische Einzelfragen können im folgenden nur an zwei Beispielen angedeutet werden.⁹¹

5. Ausblick

Von diesen Überlegungen unmittelbar betroffen ist die Diskussion um die neuen Möglichkeiten der Identitätsbildung durch die Kommunikation (bei gleichzeitiger Anonymität) im Netz. So können die Nutzer in den verschiedenen Foren selber festlegen, mit welcher Identität sie auftreten. Das gilt schon für die verschiedenen Diskussionsforen, und es gilt in besonderer Weise für die virtuellen Umgebung der MUDs und MOOs.

Hier wird nach den vorgenommenen Klärungen eine differenzierte

berücksichtigt. Vgl. als eine der Ausnahmen M. Nickl, Web Sites - Die Entstehung neuer Textstrukturen, in: S. Bollmann/C. Heibach (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 389-400, 399.

⁹⁰ Vgl. M. Frank, Das individuelle Allgemeine, 207f.

⁹¹ Auch für die theologische Medienethik ist die Rechtfertigung der Subjektkategorie in bezug auf die Hypertextualität von entscheidender Bedeutung, denn nur dann gilt ihr zentraler Begriff der "sozialen Kommunikation" auch angesichts dieses Kommunikationsraums. Hier fehlt es jedoch noch an kirchlichen medienethischen Initiativen, die die Prinzipien Personalität und Gemeinwohl auf die Netzkommunikation hin durchdenken. Darauf weist auch T. Luksch hin. Vgl. T. Luksch, Kirche im Internet, in: ComSoc 29, 1996, 404-426, 420.

Doch bringt das Internet noch mehr Herausforderungen für die Theologie mit sich, die diese noch nicht zur Kenntnis genommen zu haben scheint. Wenn der Unterschied zwischen präsenter und repräsentierter Wirklichkeit hinfällig wird, verändern sich die Bedingungen, theologische Inhalte verständlich zu machen, grundlegend. Wie kann bspw. angesichts dessen der spezifische Charakter von Sakramenten verdeutlicht werden? Welche Konsequenzen hat der Verlust an Sinnlichkeit aufgrund der Simulationen, denen jede Referenz abgesprochen wird (Simulakra)?

Einschätzung möglich. Zunächst kann man sich der Ansicht anschließen, dass in diesen virtuellen Gemeinschaften neue Möglichkeiten geschaffen werden, soziale Erfahrung zu gewinnen und soziales Verhalten einzuüben.⁹² Das Durchdenken und Durcharbeiten von persönlichen Angelegenheiten in diesen Kontexten bedeutet lediglich eine Ausweitung der ohnehin durch die Kommunikation generell vom Individuum zu leistenden Prozesse.⁹³ Diese Herausforderung, soziales Verhalten zu erlernen, erinnert an die konstruktiven Möglichkeiten, über Rollenspiele die eigene Identität zu erforschen oder zu entwerfen.⁹⁴

Für alle Foren des Internet (v.a. aber für die MUDs und MOOs) gilt, dass sich die Menschen Aspekte des eigenen Ichs direkt stellen und Erfahrungen sammeln können. S. Turkle nennt MUDs und MOOs deshalb Kontexte für die Konstruktion und Rekonstruktion von Identität.⁹⁵

Sie lässt offen, wie weit die Möglichkeiten der Konstruktion gehen. Stehen sie immer im Dienst einer ‚Offline-Person‘ oder sind sie in einem geradezu grenzenlosen Raum für multiple Identitäten offen?⁹⁶

⁹² Vgl. R. Harrison, Multi User Dingens, in: S. Bollmann/C. Heibach (Hg.), Kursbuch Internet, Mannheim 1996, 299-314, 304. Vgl. S. Turkle, Identität in virtueller Realität, 316, 317f. In dem MUD ‚Habitat‘ war dieser Vorgang konsensueller Regelfindung, Erfahrung der Konsequenz für einzelne Individuen und ähnliches zu beobachten. Vgl. ebd., 327f.

⁹³ Vgl. ebd. 317. Zu untersuchen wäre, welche Veränderung der Modus der vermittelten Kommunikation mit sich bringt, da hier der unmittelbare Begegnungscharakter fehlt. Vgl. zum Verhältnis vermittelter und direkter Kommunikation E. Kos, Verständigung oder Vermittlung?, Frankfurt/M. 1997.

⁹⁴ Das Verhältnis solcher Identitäten im Netz zu Rollenspielen ist umstritten. S. Turkle weist auf Unterschiede hin. Vgl. S. Turkle, Identität in virtueller Realität, 323. Demgegenüber versteht Harrison MUDs als Rollenspiele. Vgl. R. Harrison, Multi User Dungeons, 307

⁹⁵ Vgl. S. Turkle, Identität in virtueller Realität, 321, 326. Vgl. allgemein zu MUDs/MOOs und Identität M. Sandbothe, Interaktivität - Hypertextualität - Transversalität, 62-68.

⁹⁶ Vgl. S. Turkle, Leben im Netz, 287ff. Sandbothe meint, im Internet sei das alltägliche Konzept der Identität außer Kraft gesetzt. Vgl. M. Sandbothe, Interaktivität - Hypertextualität - Transversalität, 63. Für Jones ist in der Internetkommunikation je nach Anwendungsbereich eine fortgeschrittene Spielart postmoderner Identität gegeben. Vgl. S. Jones, Kommunikation, das Internet und Elektromagnetismus, 154. Damit ist wohl gemeint, was Turkle multiple Identitäten nennt.

Turkle sieht durch diese Bastelei im Internet (Vgl. S. Turkle, Leben im Netz, 119f.) einen neuen Stil des Denkens aufkommen. Statt abstrakt-argumentativ arbeitet das Denken jetzt assoziativ und collagenartig. Diese problematische Konsequenz kann hier nicht näher diskutiert werden. Sie führt zur Frage nach dem Charakter von Rationalität. Sicherlich ist die Bastelei im Internet aber kein zwingendes Argument gegen das logisch-lineare Vorgehen, wenn das Subjekt und die Identität nicht einer unhintergehbaren Differenz unterworfen sind.

Von Frank her ist eine präzisere Bestimmung nötig und möglich. Die Offenheit der Identität (jeder Bedeutung und damit auch der persönlichen Identität), von der er spricht, ist nicht in diesem konstruktivistischen Sinne zu verstehen. Damit ist die Vorstellung multipler Identitäten nicht vereinbar. Demgegenüber zeichnet sich nach Turkle zwischen den Extremen des unitären Selbst und des pathologisch multiplen Selbst eine Form ab, die erst eigentlich den Anforderungen unserer Zeit gewachsen und angemessen ist: ein flexibles Selbst mit multiplen Identitäten.⁹⁷ Doch sie selbst weist darauf hin, dass moralische Substanz erst gegeben ist, wenn ich von einer kohärenten Identität ausgehen kann.⁹⁸ Woher jedoch diese Kohärenz angesichts eines flexiblen Selbst mit multiplen Identitäten kommen soll, lässt sie offen.⁹⁹ Vielmehr scheint dieses Konzept von einer unhintergeharen Differenz auszugehen, die dann einen moralischen Relativismus zur Konsequenz hätte.¹⁰⁰

Damit zeichnet sich folgende Einschätzung ab. Die Chancen und Möglichkeiten des Individuums im Internet, seine (nicht fixierte) Identität zu bestimmen, sind anzuerkennen. Sie erweitern und fördern lediglich, was bereits in der zwischenmenschlichen Kommunikation angelegt ist. Die Offenheit und Variabilität geht jedoch nicht so weit, Identität überhaupt in eine multiple Form ohne Einheit aufzulösen.

Doch in der Verlängerung der Überlegungen von Turkle liegt eine weitere Konsequenz, zu der jetzt Stellung genommen werden kann. Turkle spricht von der irritierenden Erfahrung mit Programmen („bots“) als Kommunikationspartnern.¹⁰¹ Sie geht soweit, daraus zu folgern, dass wir dabei sind, eine Kultur zu entwickeln, „die Raum schafft für die Vorstellung, dass derjenige, der spielt, streitet und schafft eine Maschine sein kann“.¹⁰²

Doch Programme als soziale Akteure zu akzeptieren, widerspräche

⁹⁷ Vgl. S. Turkle, Leben im Netz, 425f.

⁹⁸ Vgl. ebd., 419ff.

⁹⁹ Bei Frank kommt das Individuum für die Kohärenz auf, indem der Übergang zwischen zwei Zuständen (der persönlichen Identität oder der Identität der Zeichen) als motiviert verstanden wird. Vgl. M. Frank, Was ist Neostrukturalismus, 554. Vgl. ders., Die Unhintergehbarkeit von Individualität, 128. Vgl. ders., Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 46f.

¹⁰⁰ „Das Konzept eines eher wandlungsfähigen Selbst [...] erleichtert uns, das Spektrum der inkonsistenten Personae in uns (und bei anderen?) [...] anzunehmen. Wir fühlen uns nicht gezwungen, die Elemente unserer multiplen Identität zu bewerten und Aspekte, die nicht unserem vorherrschenden Selbst entsprechen, zu verwerfen.“ (S. Turkle, Leben im Netz, 426f.)

¹⁰¹ (S. Turkle, Leben im Netz 133-159, u.ö. Vgl. auch dies., Identität in virtueller Realität, 319, 330f.)

¹⁰² Dies., Identität in virtueller Realität, 331.

unserer Einsicht, dass Kommunikation im dargestellten Sinn letztlich nur zwischen selbstbewussten Individuen möglich ist.¹⁰³ Selbstbewusste Individualität kann Programmen gerade nicht zugesprochen werden, da über Individuen das ins Spiel kommt, was über die Regelanwendung hinaus geht. Computer aber können, auch wenn sie häufig in verblüffend komplexer Weise funktionieren, die Regelanwendung nicht überschreiten.

Das berühmte Gedanken-Experiment vom Hirn im Tank (E. Anscomb) bzw. den Hirnen im Tank (H. Putnam) soll die Unterscheidung von „ich“ und einem namentlich identifizierbaren raum-zeitlichen Träger begründen und eventuelle Konfusionen entlarven. Für unseren Zusammenhang folgt jedoch aus dieser Annahme eines sensorisch völlig depravierten Ichs (vor allem in der Version von Putnam), dass kein PC und kein Programm der Welt in der Lage ist, Selbstbewusstsein künstlich hervorzubringen. H. Putnam erweitert das Gedanken-Experiment um einen Computer, an den die Hirne angeschlossen sein sollen. Dieser Computer soll den Hirnen die Illusion einer sozialen Welt perfekt vorgaukeln. Dazu muss man annehmen, dass diese Computer-Hirne auf nichts Äußeres Bezug nehmen. Dann aber wird dieses Experiment selbstwiderlegend, denn diese Computer-Hirne könnten nicht sagen, dass sie *selbst* solche Maschinen sind.¹⁰⁴

Ein weiterer Bereich, für den die Konsequenzen unserer Überlegungen offenkundig sind, ist die Diskussion um den Öffentlichkeitsbegriff. Ange-sichts des Zustandes der medialen Vergesellschaftung sind wir „auf Nutzung, auf Gebrauch, auf Optionen, auf Motive und Sinn zurückverwiesen, oder in einem politischen Terminus gesagt: auf Öffentlichkeit.“¹⁰⁵ Unbe-stritten schafft das Internet neue Bedingungen für unser Öffentlichkeitsverständnis. Um die Möglichkeiten bestimmen zu können, die ange-

¹⁰³ Auch S. Turkle sieht darin ein moralisches Problem, ob solche „bots“ ihre Künstlichkeit offenlegen sollten. Vgl. dies., Identität in virtueller Realität, 330. Sie weist darauf jedoch nur hin, ohne diese Frage ausführlich zu diskutieren.

¹⁰⁴ Vgl. dazu M. Frank, Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, 260-279, v.a. 274, Anm. 37. Anders liegt der Fall bei den sog. „know-bots“, die helfen sollen, die durch die Fülle an Informationen nicht mehr leistbaren Selektionen von Themen und Objekten im Sinne des jeweiligen Nutzers vorzunehmen. Hier ist der instrumentelle Charakter eindeutig. Vgl. R. Maresch, Öffentlichkeit im Netz, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), Mythos Internet, Frankfurt/M. 1997, 193-212, 202. Obwohl gleichzeitig auffällig und äußerst bedenklich ist, dass ausgerechnet diesen Programmen „Autonomie“ zugesprochen wird („autonome Software-Agenten“), der Begriff der Autonomie in bezug auf die Nutzer aber nicht verwendet wird.

¹⁰⁵ M. Faßler, Öffentlichkeiten im Interface, in: R. Maresch (Hg.), Medien und Öffentlichkeit, München 1996, 309-323, 313.

sichts der programmierten elektronischen Muster der vermittelten Kommunikation bestehen, ist eine gründliche Neubestimmung der Kommunikations- und Öffentlichkeitskonzepte nötig.¹⁰⁶ In diesem Zusammenhang ist eine Auseinandersetzung mit Positionen unumgänglich, die von einer Verselbständigung von Handlungs- und Kommunikationsbedingungen ausgehen und die damit das Konzept des sich selbst erzeugenden Subjekts in den Hintergrund drängen (Entsubjektivierung).¹⁰⁷

So versucht M. Faßler, die programmierten Wissensordnungen als soziale Zusatzräume zu verstehen, die das Ideal gelingender Beziehung ermöglichen sollen. Dabei ist er darauf angewiesen, die dafür notwendige Annahme beteiligter Subjekte begründen zu können.¹⁰⁸ Das verschärft sich noch angesichts des Zwangs im Interface, Bedeutung auf ihre Programmierbarkeit zurückzuführen.¹⁰⁹

Auch A. Roesler möchte trotz der nötigen Veränderungen des Öffentlichkeitsbegriffs an dem Ideal von Öffentlichkeit festhalten, wonach sich die Menschen engagieren, d.h. aus Interesse in Diskussionen einmischen und für die Belange der Gemeinschaft aktiv werden.¹¹⁰ Dieses Ideal ist aber ohne eine Rechtfertigung der Subjektkategorie angesichts der neuen technischen Bedingungen nicht haltbar.

Demgegenüber entwickelt R. Maresch einen Öffentlichkeitsbegriff, der nicht auf ein autonomes Subjekt zurückgeht. Er leugnet das Subjekt als eigenständige und verantwortliche Größe. Selbst den Wunsch, vernetzt zu sein, erklärt Maresch unter Rückgriff auf die Vorstellung von subjektlosen Wunschnaschinen bei Deleuze und Guattari. Maresch nimmt auf Lacan Bezug und versteht Nachrichten als reine Zeichenfolge, die nichts mehr mit Semantik zu tun hat. Diese Zeichenfolge konstituiert auch das sprechende Subjekt.

Doch wer von Öffentlichkeit spricht, so Maresch, der muss auch stets das Nicht-Öffentliche mit bedenken. Darunter versteht er allerdings nicht

¹⁰⁶ Vgl. A. Roesler, Bequeme Einmischung. Internet und Öffentlichkeit, in: S. Münker/ A. Roesler (Hg.), *Mythos Internet*, Frankfurt/M. 1997, 171–192, 179. Faßler nennt spezifische Probleme, die das Internet aufwirft. Vgl. M. Faßler, Öffentlichkeiten im Interface, 309. Vgl. grundsätzlich zu medienethischen Fragen der Öffentlichkeit den ausgezeichneten Sammelband von W. Wunden. W. Wunden (Hg.), *Öffentlichkeit und Kommunikationskultur. Beiträge zur Medienethik* Bd. 2, Hamburg/Stuttgart 1994.

¹⁰⁷ Vgl. M. Faßler, Öffentlichkeiten im Interface, 314. Hierher gehören auch die neostруктурalistisch inspirierten Positionen, aber auch die Systemtheorie Luhmanns.

¹⁰⁸ Vgl. M. Faßler, Öffentlichkeiten im Interface, 315.

¹⁰⁹ Vgl. ebd. Auch hier begegnen wir dem Grundproblem, von dem wir ausgegangen sind. Es geht um eine Subjektkonzeption, die den technischen Bedingungen gerecht wird.

¹¹⁰ Vgl. A. Roesler, Bequeme Einmischung. Internet und Öffentlichkeit, 192.

das Private. Das Nicht-Öffentliche meint, was Nachrichten entstellt und verzerrt, was Mehrdeutigkeit hervorruft (was eineindeutige Übermittlung verhindert) und schließlich das Geheimnis, das niemals sichtbar werden kann.¹¹¹ Dieses Nicht-Öffentliche führt er jedoch auf die materiellen Bedingungen dieser Kommunikationsform zurück. Daraus ergibt sich eine Vorrangigkeit des Mediums. Zu „zeigen oder zu verbergen, zu lichten oder zu verdunkeln, macht seine Souveränität aus. Sie ist von keiner menschlichen Willensleistung einholbar“.¹¹² Von einer Verantwortlichkeit des Menschen zu reden, macht vor diesem Hintergrund keinen Sinn. Erst wenn wir sehen, dass sich dabei die Widersprüchlichkeit der ‚différance‘ von Derrida wiederholt und gleichzeitig die Beschreibung des Nicht-Öffentlichen exakt auf die Beschreibung des Individuum passt, dann können wir wieder vom Subjekt und seiner Verantwortlichkeit ausgehen.¹¹³

Auch nach M. Poster hat sich die wirklichkeiterschließende Potenz der Aufklärung und ihrer Paradigmen erschöpft. Das postmoderne Potential des Internet möchte Poster gerne am Demokratiebegriff demonstrieren, da es spezifische Machtverhältnisse im Cyberspace gibt.¹¹⁴ Der entscheidende Mangel des normativen Ideals der Demokratie als modernes Konzept liege in dem Verständnis des Individuums. Das Individuum werde hier vor und außerhalb der Geschichte angesiedelt, während erst die postmoderne Ausrichtung einräumt, dass sich individuelle Identitäten im gesellschaftlichen und sprachlichen Kontext entwickeln. Das Beharren moderner Theorien auf der Autonomie des Subjekts folge demnach aus dieser Reduktion des Begriffs der Identität und nicht wirklich aus einem Interesse an Emanzipation.¹¹⁵ Aber durch das Internet als dezentrales Kommunikationssystem werde unmittelbar ersichtlich, inwiefern die herkömmlichen Annahmen untauglich sind.

Die Anfragen an den Demokratiebegriff möchte Poster am Begriff der Öffentlichkeit verdeutlichen.¹¹⁶ Die Rahmenbedingungen für jenes inter-

¹¹¹ Vgl. R. Maresch, Öffentlichkeit im Netz, 195f.

¹¹² Ebd., 197.

¹¹³ Das enthebt uns selbstverständlich nicht der Notwendigkeit, nach den Grenzen individueller Verantwortlichkeit zu fragen. Vgl. dazu B. Debatin, Medienethik als Steuerungsinstrument?, in: H. Weßler/C. Matzen/O. Jarren/U. Hasebrink (Hg.), Perspektiven der Medienkritik, Opladen 1997, 287–303.

¹¹⁴ Vgl. M. Poster, Elektronische Identitäten und Demokratie, in: S. Münker/A. Roesler (Hg.), Mythos Internet, Frankfurt/Main, 1997, 147–170, 158ff.

¹¹⁵ Vgl. ebd., 158f.

¹¹⁶ „Wenn man aber das Internet als Öffentlichkeit charakterisiert, bleibt zu fragen, wer sie bevölkert, wie man sich in ihr bewegt. Wie mögen also die Wesen beschaffen sein, die in dieser öffentlichen Sphäre Informationen austauschen?“ (Ebd., 163.)

aktive Geschehen, das früher Ursprung der demokratischen Bewegung bildete, fehlen und werden auch zunehmend von den Medien verdrängt. Das Öffentliche geht immer mehr ins Mediale über und von daher könne nicht mehr das aufklärerische Ideal des autonomen, rationalen Subjekts universelle Grundlage sein.¹¹⁷ Ausdrücklich will Poster daher von der Habermas-Konzeption der Öffentlichkeit als Raum gleichberechtigter Subjekte Abschied nehmen, denn diese behindere lediglich die Entwicklung politischer Theorien, die den entschieden postmodernen Verhältnissen gerecht werden können.¹¹⁸

Auch in diesem Fall ließe sich im einzelnen zeigen, dass diese Ablehnung der modernen emanzipatorischen Tradition in erster Linie an einem verengten Verständnis von Individuum, Identität und Subjekt liegt. An der Position von Frank haben wir jedoch gesehen, dass es durchaus möglich ist, die sog. postmodernen Bedingungen (wie sie Poster in bezug auf Individuum und Identität nennt) mit dem Subjektbegriff zu verbinden.

Soll das Internet neue Chancen für gelingende Kommunikation bieten, dann darf das Subjekt nicht im Netz untergehen oder gar als totgeglaubtes aber wiederkehrendes Gespenst gefürchtet werden. Es beweist seine Beständigkeit auch angesichts der technischen Bedingungen im Internet und schafft die Möglichkeit, humanen Zielen den Vorrang vor technischen Imperativen einzuräumen.

¹¹⁷ Vgl. ebd., 164f.

¹¹⁸ Vgl. ebd., 169.